

François Brizay, Thierry Sauzeau (dir.), Les étrangers sur les littoraux européens et méditerranéens. À l'époque moderne (fin XV^e–début XIX^e siècle), Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2021, 238, VI p. de pl. (Histoire), ISBN 978-2-7535-8029-9, EUR 22,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Christian Gründig, Berlin

Küstenorte und Hafenstädte sind Räume kultureller Verknüpfung par excellence. Sie haben nicht nur für die regionale Wirtschaft und den Fernhandel eine besondere Bedeutung, sondern bieten unter kulturhistorischen Gesichtspunkten Begegnungsräume für Menschen unterschiedlicher geografischer, sozialer und professioneller Herkünfte. Ihnen hat sich die Forschung zur Frühen Neuzeit bereits in einigen Einzelstudien¹ gewidmet, sie hat sonst aber auch Meere und Ozeane in ihrer Gesamtheit als Orte des Kulturtransfers betrachtet².

Der hier besprochene Sammelband, der von den beiden Historikern François Brizay und Thierry Sauzeau der Universität Poitiers herausgegeben wurde, wirft nun einen geografisch breiten und zugleich durch seine Akteurszentrierung detaillierten Blick auf die vielzähligen Fremden an europäischen und mediterranen Küsten. Er geht aus drei von verschiedenen Forschungseinrichtungen (Laboratoire Criham-Poitiers, GiS Histoire & Sciences de la mer, CNRS/InSHS) getragenen Studientagen hervor und versammelt Beiträge von 13 Doktorandinnen und Doktoranden sowie Postdocs. In vier Kapiteln widmet sich die Publikation den Fragen der mehr oder weniger erfolgreichen sozialen, ökonomischen und kulturellen Integration von Fremden und will zeigen, wie sich diese von den Bewohnern der Küstenorte durch ihre Sprache, Religion und Traditionen unterscheiden oder aber sich den Einheimischen angleichen (S. 10).

Nach der Einleitung (S. 7–18), die den Forschungsstand zu den Themen der Migration und des Kulturtransfers in Küstenregionen zusammenfasst sowie den Begriff des »Fremden« ausführlich definiert, folgt der erste Abschnitt zur Diaspora der Händler. Michel Bochaga zeigt in seiner Untersuchung spanischer Händler in Bordeaux am Beispiel von Pierre del Poyo (S. 23–32), welche Möglichkeiten sich hochprofessionalisierten fremden Wirtschaftsakteuren am Vorabend der Renaissance boten, in Frankreich anfängliches Geschäftsrisiko in wirtschaftlichen Erfolg



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

¹ Für die deutsch-französische Verflechtung prägend etwa: Michel Espagne, Bordeaux – Baltique. La présence culturelle allemande à Bordeaux aux XVII^e et XIX^e siècles, Bordeaux 1991.

² Bspw. Otfried Czaika, Heinrich Holze (Hg.), Migration und Kulturtransfer im Ostseeraum während der Frühen Neuzeit, Stockholm 2012.

umzuwandeln. Dem Autor gelingt es, einen durch den Handel von Pastel aus der Gegend um Toulouse erlangten doppelten Aufstieg des Poyos darzustellen: Denn der Aragonese erfuhr neben erheblichem wirtschaftlichen Gewinn auch soziales Prestige, erhielt das Bürgerrecht und die französische Staatsbürgerschaft, heiratete eine Bürgerstochter und behielt bei dieser sozialen Integration dank seines umfassenden Handelsnetzwerks enge Verbindungen zur spanischen Herkunftsregion.

Es folgt ein Beitrag von Bernard Michon, der den Salzhandel von Nantes mit Amerika in den Blick nimmt (S. 33–43). Im 17. Jahrhundert florierte der transatlantische Handel zunehmend und sorgte auch in der bretonischen Hauptstadt für einen Wandel der Sichtweise einheimischer Händler gegenüber Fremden. Wurden diese zuvor eher noch als Konkurrenten wahrgenommen, eröffneten sie nun mit ihren Netzwerken neue Handelswege und Absatzmärkte und brachten bretonisches Salz nach Amerika. Der ökonomische Erfolg von Briten und Iren spiegelt sich ebenso in den Einbürgerungsakten und Taufbüchern wider, wie dies Michon in beeindruckender Weise aktenkundig nachweisen kann.

Eine weniger erfolgreiche Integration vermittelt die Untersuchung von Pierrick Pourchasse zu den Gemeinschaften französischer Händler in den Häfen Nordeuropas im 18. Jahrhundert (S. 45–58). Darin zeigt er die gleichsam ökonomischen Schwierigkeiten insbesondere am Beispiel hugenottischer Wirtschaftsakteure im Refuge und fragt nach den Gründen ihres geringen Erfolgs. Pourchasse kann im Forschungskontext überzeugend darstellen, wie soziale Konflikte, insbesondere mit den lokalen Behörden, die Arbeit der hugenottischen Fremden behinderten und kommerzielle Stagnation nach sich zogen.

Der zweite Teil bündelt Beiträge zu Handwerkern und Seeleuten, die in der Hoffnung nach neuer Arbeit in andere Regionen migrierten. Olivier Raveux stellt die Ansiedlung armenischer Baumwollfabrikanten aus Konstantinopel in Marseille in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts dar (S. 63–76). Nach einer umfangreichen Darstellung der Akteure kommt er zum Ergebnis, dass die Ursachen ihrer Migration nicht nur in der Vermeidung hoher Importsteuern zu finden seien, sondern ebenso darin gründeten, den politischen Risiken und den Gefahren der maritimen Transportrouten vorzubeugen.

Marie Cloutour betrachtet Herkunft und Modalitäten des Aufenthalts fremder Schiffsleute in der westfranzösischen Küstenregion Saintonge (S. 77–90). Als »Rädchen« (S. 61) im Salz-, Wein- und Branntweinhandel machten die zumeist aus Nordwesteuropa stammenden Kapitäne und Mannschaften nur Station und erhielten während ihres befristeten Aufenthalts prekäre und rudimentäre Hütten (sog. cayennes, S. 88) an den Küsten. Die naturgemäß schwierige Quellenlage, so die Autorin selbst, könnte durch die Betrachtung etwa von Rats- und Gerichtsakten ergänzt werden. Dies würde zudem ein besseres



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Verständnis der Begegnung fremder Seeleute und der lokalen Bevölkerung erlauben.

Den Fremden auf den Piratenschiffen Saint-Malos um 1700 widmet sich Philippe Hroděj (S. 91–108). Seine mit zahlreichen Tabellen und Abbildungen untermauerte quantitative Untersuchung stellt überzeugend dar, wie die stets im einstelligen Prozentbereich angeheuerte fremde Schiffsbesatzung zwar erfahrenere Seeleute versammelte, ihre Integration in die französischen Besatzungsmannschaften jedoch kaum erfolgte.

Im dritten Teil werden Beiträge zu Migrant*innen jeweils spezifischer nationaler oder konfessioneller Herkunft*en versammelt. So untersucht Mathieu Grenet die Gräber türkischer Migrant*innen in Livorno im Jahr 1762 (S. 113–124) und zeigt, wie die Bestattung von Muslim*innen fernab ihrer Herkunftsregion für die christlichen Autoritäten eine erhebliche Herausforderung darstellte. Auf einem ehemaligen jüdischen Friedhof am Strand wurden diese lange Zeit außerhalb der Stadt beerdigt, auch noch, als dieser »hors lieu« (ein »Ort außerhalb«, S. 124) längst von der auswachsenden Stadt umschlossen war. Einen anderen Segregationsprozess betrachtet Sylviane Llinares, indem sie die Ausgrenzung englischer, irischer und schottischer Fremder in bretonischen Hafenorten während des Siebenjährigen Kriegs in den Blick nimmt (S. 125–133).

Die zumeist perfekt integrierten katholischen Bewohner von Nantes, Saint-Malo und zahlreicher anderer Orte wurden aus politischen Gründen in heute noch gut dokumentierten Listen erfasst und als potenzielle Spione des Landes verwiesen. In umgekehrter Richtung, aber aus ähnlichen Beweggründen, verlief die Migration französischer Kolonisten aus Saint-Domingue nach Nantes und Bordeaux, wie dies Corentin Arial nachzeichnet (S. 135–153). Infolge des Sklavenaufstands (1791) über Philadelphia nach Frankreich geflohen, fanden diese in den Küstenstädten Zuflucht und sogar finanzielle Unterstützung, wurden allerdings von den Revolutionären als mögliche Royalisten beäugt. Neben diesen waren es auch Migrant*innen meist afrikanischer, seltener amerikanischer Herkunft, wie der Beitrag von Olivier Caudron am Beispiel von La Rochelle für das 17. Jahrhundert anschaulich darstellt (S. 155–164). Die von ihm erschlossenen 52 »exotischen« Personen waren zumeist als Diener von Händlern und Seeleuten angestellt.

Wie wenig ausgeprägt die Integration von Franzosen wiederum an den Küsten Nordafrikas war, zeigt der vierte Teil des Sammelbands. Die Franzosen in Tunesien des 16. Jahrhunderts, die v.a. im Korallenhandel aktiv waren, konnten trotz diplomatischer Unstimmigkeiten, so stellt es Valentin Rondeau anschaulich dar (S. 169–183), zwischen der französischen Krone und ihrer konsularischen Vertretung in Marseille auch in Abstimmung mit den lokalen muslimischen Autoritäten langsame Handelserfolge erzielen. Eine Integration in die islamische Gesellschaft erreichten sie allerdings nicht. Ebenso, gleichwohl mit besseren diplomatischen Voraussetzungen, verhielt es sich zweihundert

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83485](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83485)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Jahre später, wie Olivier Guesdon ausführt (S. 185–203): Die meist kurzen Handelsaufenthalte in Tunis machten eine Integration schwierig, auch wenn die Franzosen mittlerweile in eigenen Unterkünften in der Stadt verteilt lebten. Außerdem banden die politischen Ereignisse im revolutionären Frankreich deren Aufmerksamkeit zunehmend an das französische Festland. Analoge Beobachtungen macht Gilbert Buti, der am Beispiel von Alexandria im 18. Jahrhundert (S. 205–223) konstatiert, dass durch das Nichterlernen des Arabischen, das Tragen orientalischer Kleidung zum Zweck der Anonymität (oder eben gerade der Akkulturation?, Anm. des Rezensenten) und das Misstrauen gegenüber der einheimischen Bevölkerung, mit Ausnahme weniger Einzelfälle, unter den französischen Wirtschaftsakteuren kaum integrative Prozesse zu beobachten seien.

Der klug konzipierte Sammelband, dessen anschaulich bebilderte Beiträge aufeinander aufbauen und durch kurze Zusammenfassungen zueinander in Bezug gesetzt werden, enthält schließlich ein Resümee der beiden Herausgeber, das die wesentlichen Gemeinsamkeiten und Schwerpunkte der Autorinnen und Autoren zusammenbringt. Besonders fruchtbar ist dies, da durch die thematische Bündelung eine Verknüpfung von Mikrogeschichte und entangled history sichtbar wird – zwei Aspekte, die bisher auch das Konzept der *histoire croisée* zu vereinen versucht. Eine Einordnung in diesen theoretisch-methodischen Rahmen kommt im vorgestellten Band allerdings zu kurz und hätte die zahlreichen Quellenfunde auf einer weiteren Ebene des wissenschaftlichen Diskurses sicher bereichert. Darüber hinaus führt der gewählte akteurszentrierte Blick auf einzelne Regionen und Orte – der übrigens trotz Ankündigung (»hommes et [...] femmes«, S. 8) in allen Beiträgen leider nur auf Beispiele mit Männern eingeht – zu einer überaus gelungenen Herausarbeitung der Modalitäten von sozialer Integration und professionellem Erfolg. Der lesenswerte Band bietet damit nicht nur zahlreiche migrations-, sozial- und kulturhistorische Anknüpfungspunkte, sondern auch Potenzial, die methodische Debatte zur Verflechtungsgeschichte weiter anzuregen, weshalb ihm eine breite Rezeption über Frankreich hinaus zu wünschen ist.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Klaus Deinet, Christian I. von Anhalt-Bernburg (1568–1630). Eine Biographie des Scheiterns, Stuttgart (Kohlhammer) 2020, 319 S., 11 Abb., 2 Kt. (Geschichte in Wissenschaft und Forschung), ISBN 978-3-17-038316-6, EUR 39,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Laurent Jalabert, Nancy

Depuis maintenant bien des années, la biographie est pleinement entrée dans les pratiques universitaires, les réticences scientifiques envers le genre s'étant largement atténuées. Jacques Le Goff a pu dire que faire une biographie était certainement l'une des manières les plus difficiles d'écrire en histoire, notamment en raison du risque d'hypertrophier l'action de l'individu, du «héros» du récit historique. Pourtant, les apports du genre peuvent être indéniables, comme le montre d'ailleurs ici le travail de Klaus Deinet. Les travaux allemands autour de la guerre de Trente Ans sont nombreux, tant sur les prémisses du conflit, son déroulement en général, son impact sur les régions allemandes, que bien évidemment sur les négociations de Westphalie. Or, il semble difficile de nier que des personnalités ont joué un rôle important au cours des trois premières décennies du XVII^e siècle et parmi elles, Christian I^{er}.

Avec d'autres, comme Ferdinand II ou Maximilien I^{er} de Bavière, il appartient à ces figures qui ne peuvent être écartées d'un récit historique qui cherche à établir les moments clefs qui mènent à la guerre, les basculements dans les équilibres politico-confessionnels et leurs raisons. À cet égard, le choix d'une étude sur Christian apparaît comme bienvenu, celui-ci appartenant en effet à ces acteurs qui ont contribué, involontairement, à faire transformer une défiance envers l'Espagne et les Habsbourg d'Autriche en un conflit régional, puis en une conflagration bien plus vaste.

Le défi était réel pour une biographie attendue, notamment depuis le travail de Joachim-Ernst Westerburg¹ (2003). En effet, si les archives ne manquent pas, les documents personnels de Christian I^{er} sont moins nombreux, comme l'illustre la perte de son journal. Tant mieux pourrait-on dire car si des zones d'ombres subsistent, laissant l'historien avec ses questions et des hypothèses, cela permet vraisemblablement à celui-ci d'en rester à un récit très politique. Bien entendu, des archives personnelles – qui existent tout de même – permettent d'éclairer les motivations, les pensées du biographié. À cet égard, les lettres écrites – en français – à son



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Ernst-Joachim Westerburg, Fürst Christian I. von Anhalt-Bernburg und der politische Calvinismus. Zur Vorgeschichte des Dreißigjährigen Krieges, Thalhofen 2003.

épouse Anne de Bentheim-Tecklembourg sont d'une aide précieuse et donnent l'occasion à l'historien d'approfondir son analyse, ayant ici la capacité de lire en miroir l'action politique du prince grâce à ses propos privés.

À de multiples reprises, Klaus Deinet développe son récit et amène ce volet plus personnel qui permet par ailleurs de dévoiler la piété de ce prince calviniste. Ce n'est cependant pas cette entrée qui a été choisie par l'auteur, mais bien celle du politique. En huit chapitres chronologiques, Deinet nous donne à lire un destin marqué par »l'échec«, pour reprendre le sous-titre de son livre. Christian I^{er} appartient à ces princes, aux qualités réelles, mais modestes et ballottés par les jeux de pouvoir entre luthériens et calvinistes, comme aussi entre fidélité impériale – au moins jusqu'à la disparition de Rodolphe II – et lutte contre une hégémonie catholique.

Le prince d'Anhalt, s'il est à la tête d'une principauté de second rang dans l'Empire, n'en n'a pas eu pour autant moins d'ambitions; ses qualités militaires et ses liens familiaux – notamment avec la famille palatine – l'ont mené à avoir un destin allemand et européen. Le déroulé analytique de la vie de Christian I^{er} donne à comprendre l'action politique et aussi militaire de ce prince, qui est bien connu dans l'histoire de l'Union de 1608, dont on voit à chaque fois la porte des possibles s'ouvrir et aussi se refermer. Dès ses jeunes années, la marque du destin semble le toucher. En 1582, il accompagne une ambassade impériale à Constantinople puis il reste à la cour de Dresde, agitée par les conflits doctrinaux entre luthériens et calvinistes: c'est là qu'il bascule dans le camp réformé. C'est aussi en cette cour saxonne qu'il entend parler d'une intervention en faveur d'Henri de Navarre, dès 1586. L'année suivante, il effectue d'ailleurs un voyage en Italie et en France, où il rencontre ce dernier, avec lequel il débute un commerce épistolaire.

En 1589, la reine Élisabeth d'Angleterre lui écrit pour lui demander de prendre la tête du contingent militaire allemand qui doit venir au secours d'Henri IV. Les affaires politico-religieuses françaises le font définitivement entrer dans un jeu politique et confessionnel germano-européen. Il intervient en France à compter de l'automne 1591 (siège de Rouen), mais déjà il apprend le jeu complexe et difficile des négociations entre princes allemands pour trouver un accord et surtout se donner les moyens financiers de le mettre en œuvre: c'est là un aspect auquel est confronté à plusieurs reprises Christian I^{er} au cours des deux décennies suivantes. Il apprend aussi avec la »guerre épiscopale« pour Strasbourg, en 1592, où le conseil urbain veut le choisir comme protecteur alors que Jean Georges de Brandebourg veut imposer Ernst von Mandelsloh.

Les soucis ne viennent pas que des luttes de pouvoir: le manque d'argent pour tenir les troupes est récurrent, ce qu'il ne peut que constater dans ses expériences suivantes. Gouverneur du Haut-Palatinate aux temps de Frédéric IV, Christian renforce les liens avec cet Électorat. Là aussi, Klaus Deinet montre, sans téléologie, que la

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.3.83486](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83486)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

destinée européenne du prince connaît une étape nouvelle. Avec le chapitre au titre évocateur de »long chemin vers l'Union (1598–1608)«, on suit le prince Christian dans ce qui a été en effet un cheminement complexe vers l'établissement de cette alliance entre protestants, la première depuis la ligue de Smalkalde.

Le propos de l'auteur ne se perd pas dans le récit connu des événements qui influent sur la naissance heurtée de l'Union, comme la guerre d'indépendance des Provinces-Unies, mais il montre comment Christian I^{er} a pu vouloir utiliser par exemple les tensions entre Venise et Rome pour s'attaquer à »l'ennemi«: l'Espagnol. Car le prince songe bien à une alliance entre princes protestants d'Empire, appuyée par des puissances extérieures comme l'Angleterre et la France. Avec cette dernière, malgré les relations avec Henri IV, les choses sont compliquées, notamment en raison de l'affaire de Bouillon, au point que pour la succession de Clèves-Berg-Juliers, le roi n'envisage pas de voir Christian I^{er} à la tête des troupes coalisées.

Klaus Deinet nous amène également à bien appréhender les relations de pouvoir et les options internes au camp protestant. Christian analyse la situation des Habsbourg d'Autriche mais reste fidèle à Rodolphe II avec lequel il a plusieurs entrevues. Il songe à une coalition pour favoriser Maximilien, un Habsbourg qu'il pense catholique plus modéré qu'Albert, Ferdinand ou Matthias. Nombre de ses coreligionnaires ne sont pas de cet avis, et Christian doit faire à nouveau face à des reculades, des discussions sans fin, des atermoiements.

En travaillant à partir du positionnement de Christian I^{er}, l'auteur nous fait saisir les réalités de la naissance de l'Union évangélique et l'importance de ces années 1608/1609. De même, il nous amène, avec un détail mesuré, à suivre les événements de la décennie suivante souvent trop rapidement négligée dans le récit des prolégomènes de la guerre de Trente Ans. Bien sûr, cela concerne directement les affaires palatines, mais dans lesquelles interviennent Christian et aussi l'Angleterre, acteurs dont on connaît le poids pour les débuts de la guerre en Bohême. Au *Kurfürstentag* de 1611, Christian apparaît comme le »faiseur d'empereur«, du moins pouvait-il le penser. L'élection du 13 juin 1612 en faveur de Matthias lui a rappelé la réalité du jeu politique et surtout l'intérêt des princes-électeurs eux-mêmes.

Cela ne l'empêche pas de travailler à l'idée d'imposer Maximilien de Bavière comme successeur de Matthias, non par sympathie mais comme un moindre mal que Ferdinand de Styrie, toujours pour protéger les »libertés allemandes«. Là, on peut dire que sa lecture du jeu politique était biaisée et ses coreligionnaires étaient très dubitatifs envers cette idée. De là à penser que Christian se préparait lui-même ses propres déboires et déceptions, il n'y a qu'un pas. Comme l'écrit Klaus Deinet, la ténacité avec laquelle Christian a travaillé à la candidature bavaroise reste une énigme, alors qu'il a été bien plus hésitant à soutenir celle de Charles-Emmanuel de Savoie. L'auteur nous montre encore le rôle joué,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

dans le soutien au camp palatin, dans le contexte de l'élection impériale de 1619 même s'il n'est pas présent à Francfort. Christian n'a pas alors vraiment franchi le Rubicon, du moins tant que les États de Bohême n'ont pas destitué Ferdinand en faveur de Frédéric V du Palatinat, épaulé par Christian I^{er}.

Ces deux derniers sont encore hésitants après cette destitution mais se trouvent face la décision de leur vie. Klaus Deinet pose bien ici le tableau des hypothèses, des options, qui alimentent les hésitations et les motivations réciproques, tout en cherchant à expliquer la décision finale, même s'il reconnaît que l'on ne peut déterminer le moment précis de celle-ci. Pour la suite, qui correspond à la campagne militaire, l'apport du journal du fils de Christian, qui accompagne alors son père, permet de suivre les étapes jusqu'à la défaite de la Montagne-Blanche. La victoire catholique et impériale semble sceller le destin de Christian, relégué au rang des réprouvés, ses biens étant saisis et ses terres occupées, lui-même en exil dans le Holstein, puis à Flensburg jusqu'à la réconciliation avec Ferdinand II et sa réintégration dans ses biens au début de l'été 1624.

Klaus Deinet parvient, avec son étude, largement appuyée sur une riche documentation et sur une utilisation raisonnée de la bibliographie, à enrichir nos connaissances sur ces décennies ante-1618. Ce travail sur Christian I^{er} d'Anhalt-Bernbourg amène aussi de fructueux apports sur la complexité du jeu politique et confessionnel, loin des visions trop simplistes d'une histoire parfois écrite à gros traits. Au final, l'ouvrage traduit une écriture historique et biographique équilibrée pour dévoiler les interactions entre contexte et individus.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Indravati Félicité (dir.), L'Identité du diplomate (Moyen Âge–XIXe siècle). Métier ou noble loisir?, Paris (Classiques Garnier) 2020, 490 p. (Rencontres, 471), ISBN 978-2-406-10464-3, EUR 42,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Michael Rohrschneider, Bonn

Mit dem hier zu besprechenden Sammelband zeigt sich ein weiteres Mal in aller Deutlichkeit, dass die Diplomatiegeschichte als wichtiger Bestandteil der Erforschung der internationalen Beziehungen gegenwärtig ein ausgesprochen lebendiges und dynamisches Forschungsfeld ist. Die sogenannte Neue Diplomatiegeschichte hat in den letzten Jahren eine grundlegende Erneuerung dieses Forschungsgegenstandes bewirkt, die bei Weitem noch nicht abgeschlossen ist. Dementsprechend zielt die vorliegende, insgesamt 28 geschichtswissenschaftliche Beiträge und ein Vorwort von Lucien Bély umfassende Aufsatzsammlung erkennbar darauf ab, die Forschungstendenzen der »nouvelle histoire diplomatique« weiterzuentwickeln und mit neuen Akzenten zu versehen.

Im Zentrum steht dabei die Figur des Diplomaten – eine Bezeichnung, die sich erst im 19. Jahrhundert in Gänze herausbildete, – deren historische Genese für den langen Zeitraum vom Spätmittelalter bis ins 20. Jahrhundert hinein unter dem leitenden Gesichtspunkt seiner individuellen und beruflich-fachlichen Identität(en) analysiert wird. Ein zentraler Faktor in diesem Kontext ist die kritische Auseinandersetzung mit der traditionellen These einer wachsenden Professionalisierung und Institutionalisierung des diplomatischen Metiers. Dieser Aspekt durchzieht den Band nahezu leitmotivisch und erfährt hier eine multiperspektivische Durchdringung, die so manche diesbezügliche teleologische Anschauung gründlich dekonstruiert.

Die in französischer bzw. englischer Sprache vorgelegten Studien sind drei Teilen zugeordnet, die primär den Leitbegriffen »image«, »métier« und »action«/»position sociale« gewidmet sind, gleichwohl aber zahlreiche inhaltliche Verflechtungen aufweisen. Auffällig ist in diesem Zusammenhang die breite zeitliche, räumliche und thematische Anlage des Bandes, die – positiv formuliert – ein weitläufiges Panorama eröffnet, anders herum gewendet aber einen vergleichsweise heterogenen Gesamteindruck hinterlässt. Bezeichnend hierfür ist, dass in dem syntheseartigen kurzen Abschlussbeitrag von Stefano Andretta wiederholt hervorgehoben wird, dass es schwerfalle, einen roten Faden zu benennen, der die unterschiedlichsten Befunde der Beiträge vereint. Die Herausforderungen, die damit verbunden sind, bezeichnet Andretta wertschätzend als »agréable Golgatha intellectuel« (S. 422).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Positiv hervorzuheben ist jedenfalls, dass sich der Band auszeichnet durch eine lesenswerte Mischung aus bereits bekannten, gut erforschten Themen, Räumen und Personen einerseits sowie bislang eher vernachlässigten thematischen Gesichtspunkten, Akteurinnen und Akteuren andererseits. So finden sich die einschlägigen, vielfach herangezogenen zeitgenössischen Autoren (zum Beispiel Hotman, Wicquefort und Callières) oder bereits intensiv untersuchte Diplomaten (etwa Bongars, Spanheim oder auch Kaunitz) ebenso wie Personen, die in der bisherigen Forschung eher ein Schattendasein fristeten.

Einen sehr deutlich ausgeprägten Schwerpunkt bildet hierbei die französische Diplomatie, aber auch das Heilige Römische Reich deutscher Nation ist vergleichsweise stark vertreten. Zudem ist das Bemühen erkennbar, auch Untersuchungen einzubeziehen, die thematisch jenseits des west- und mitteleuropäischen Raums in engerem Sinne zu verorten sind. Bedeutende diplomatische Posten und Persönlichkeiten sind ebenso vertreten wie eher zweitrangige Stätten sowie Akteurinnen und Akteure. Auch die von der jüngeren Forschung hervorgehobenen drei zentralen Aufgaben des frühneuzeitlichen Diplomaten – Verhandeln, Repräsentieren, Informieren – sind in der Gesamtschau aller Beiträge in angemessener Weise vertreten, ebenso die einschlägigen Typisierungsversuche der neueren Forschung, wie zum Beispiel der Typus des humanistisch gebildeten »diplomate savant« oder Hillard von Thiessens Modell einer »Diplomatie vom type ancien«, das nun auch erkennbar von französischen Autorinnen und Autoren rezipiert wird.

Insgesamt gesehen korrespondiert die Heterogenität der behandelten Themen, Personen, Räume und Zeiten mit dem pluralen Gesamteindruck, den man bei der Lektüre der Beiträge erlangt: Die – wie auch immer zu definierende – Identität des Diplomaten ist nur schwer definitorisch in den Griff zu bekommen. Ausgestattet mit multiplen Interessen und Rollen, agierte er chamäleonhaft auf wechselnden Bühnen, die ihm Kenntnisse, Fähigkeiten und Eigenschaften abverlangten, die in dem langen Untersuchungszeitraum noch nicht im modern verstandenen Sinne einer regulierten professionalisierten Ausbildung vermittelt wurden. Was vielmehr vorherrschte, waren in aller Regel plurale, situativ veränderliche An- und Herausforderungen, die in der *longue durée* keineswegs eine lineare Entwicklung nahmen, welche gewissermaßen zwangsläufig auf das Telos des modernen Berufsdiplomaten hinausliefen.

Der Band ist zwar nicht bebildert, dafür aber ausgestattet mit einer Bibliografie, Abstracts und einem nützlichen Personenregister. Zum Register ist jedoch zu erwähnen, dass Stichproben ergeben haben, dass einige Personen verwechselt wurden (Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg und König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, S. 61 und 64) oder versehentlich doppelt (Kurfürst bzw. König Friedrich III./I., S. 468), ohne Seitenzahlen (Dominik Andreas Kaunitz, S. 469) oder gar nicht aufgenommen wurden



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

(zum Beispiel Kaiser Leopold I. und Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg, vgl. S. 64).

Insgesamt gesehen ist der Herausgeberin Indravati Félicité aber zu bescheinigen, dass sie mit dem vorliegenden Sammelband eine materialreiche Aufsatzsammlung vorgelegt hat, die die geschichtswissenschaftliche Erforschung von Diplomatie und Diplomaten – und zwar vor allem im Hinblick auf die Epoche der Frühen Neuzeit – in instruktiver Weise bereichert. Zwar wurde das Leitthema Identität nicht von allen Autorinnen und Autoren ins Zentrum ihrer Beiträge gerückt. Aber welcher Sammelband kann das schon von sich behaupten.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.3.83487](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83487)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Werner Freitag, Martin Scheutz (Hg.), Ein bürgerliches Pulverfass? Waffenbesitz und Waffenkontrolle in der alteuropäischen Stadt, Wien, Köln, Weimar (Böhlau) 2021, 227 S., 2 Diagr., 19 Ill. (Städteforschung. Reihe A: Darstellungen, 102), ISBN 978-3-412-52108-0, EUR 40,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Anke Fischer-Kattner, München

Die Herausgeber Werner Freitag und Martin Scheutz leiten ihren Band zur Geschichte des städtischen Waffenbesitzes mit einem erstaunlichen Gegenwartsbefund ein: Nicht allein die USA, sondern auch Österreich und Deutschland gehören statistisch »zu den relativ stark bewaffneten Nationen.« (S. 11) Dies gründe in der Vorstellung eines Zusammenhangs von Bürger- und Waffenbesitzrecht, die ihren Ursprung, wie die acht Beiträge des Bandes zeigen, in der »alteuropäischen Stadt« (S. 10) des Heiligen Römischen Reiches und der Schweizer Eidgenossenschaft hat.

Für die spätmittelalterlichen Stadtbürger, die ihre ständische Freiheit oft in Konflikten mit ihren Stadtherren erkämpfen oder erkaufen mussten, symbolisierte ihre Bewaffnung Unabhängigkeit und Wehrhaftigkeit: Das Bürgerrecht verpflichtete zur Beteiligung an der kollektiven Verteidigung der Stadt, sodass Harnisch oder Rüstung, Stangen-, Hieb- und Stichwaffen – seit dem 16. Jahrhundert zunehmend auch Schusswaffen – vorgehalten werden mussten. Das Recht, Waffen zu tragen, setzte die Bürger zudem symbolisch von unterbürgerlichen Schichten ab.

Das von B. Ann Tlusty konstatierte kriegerische Ethos der frühneuzeitlichen Stadtgesellschaft¹ erweist sich dabei über die Jahrhunderte weg als sehr beständig. Obwohl der Nutzen bürgerlicher Waffen mit der Professionalisierung des Krieges ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sank, blieben Schützengesellschaften und Zeughäuser »als Nukleus von städtischer Memoria« (S. 14) weiterhin von Bedeutung. Doch konnte die Verfügbarkeit von Waffen im Konfliktfall auch leicht zur Eskalation der Gewalt führen. So galt es stets, die Balance zwischen Waffenkultur und Waffenkontrolle zur Sicherung von Frieden und Ordnung in der Stadt zu suchen.

Aufbauend auf einer Sektion des Historikertages in Münster 2018 bietet der Band einen Überblick über die Waffengeschichte im deutschen Sprachraum vom Spätmittelalter bis ins 19. Jahrhundert. Die in vier Themenfelder geordneten Beiträge fußen auf



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ B. Ann Tlusty, *The Martial Ethic in Early Modern Germany. Civic Duty and the Right of Arms*, Basingstoke 2011.

vielfältigen Quellenbeständen und behandeln symbolische wie materielle Orte der Waffen und ihres Gebrauchs in der Stadt.

Teil I ist den »Waffen in den Händen der Stadtbürger« gewidmet. Regula Schmid untersucht anhand von Kontrolllisten, (Haushalts-)Inventaren und Testamenten, wie Bürger in spätmittelalterlichen Schweizer Städten das in den Satzungen geforderte Vorhalten von »Harnisch und Gewehr« (S. 24) in ihren Haushalten umsetzten. Die dauerhafte Präsenz des Kriegsgeräts schuf demnach eine starke symbolische Verbindung zwischen der Bürgerfamilie und der zur Selbstverteidigung gerüsteten Stadtgemeinde.

Michael Prokosch und Martin Scheutz nehmen österreichische Städte in der Frühen Neuzeit in den Blick. Im Gegensatz zu anderen Städten listen die »Bürgerbücher« (S. 38) in Innsbruck die bei der Einbürgerung in die Stadtgemeinde vorgelegten Waffen auf. Zumindest symbolisch spielte aber die Wehrfähigkeit auch in kleineren Landstädten im Osten Österreichs eine Rolle, wie die Aktivitäten bürgerlicher Schützengesellschaften beweisen.

Über »serielle Gerichts- und Kriminalquellen« (S. 63) nähern sich Hiroyuki Saito und Gerd Schwerhoff den Praktiken des Waffengebrauchs in Köln und Leipzig, wo der reichsstädtische Rat und die sächsischen Herzöge als Landesherren Regelungen zur Waffenkontrolle einzuführen versuchten. Die Justizakten illustrieren deren Verletzung, besonders in Wettbewerbssituationen: Ehrverletzungen eskalierten hier oft in Drohungen und z. T. in Tötlichkeiten mit Blankwaffen. Kriminalstatistisch waren junge Männer, oft Handwerksgesellen oder Studenten, dabei Hauptakteure.

Als potenzieller Unruhefaktor galten also nicht nur Bürger, die ihre Waffen in Konflikten einsetzten, sondern gerade auch Akteure, die einer anderen Gerichtsbarkeit als der städtischen unterstanden. Hier schließt Teil II zum Waffengebrauch von Geistlichen und Juden an.

Enno Bünz zeigt das Potential der inzwischen auch digital erschlossenen Akten des päpstlichen Pönitentiarierregister für alltagshistorische Untersuchungen. Die Bußbehörde erteilte Dispense für Kleriker, die z. B. wegen Beteiligung an einer Gewalttat kirchenrechtlich »irregulär [...] und zur weiteren Amtsausübung unfähig« (S. 82) geworden waren. Ihre Eingaben belegen sowohl den Einsatz von Alltagsgegenständen (Krüge, Stöcke, Arbeitsgeräte und sogar Backwaren) als auch von Hieb-, Stich- und Feuerwaffen durch Kleriker im deutschsprachigen Raum. Sie rechtfertigten sich häufig damit, dass es regional üblich sei, Waffen zur eigenen Verteidigung mitzuführen. Bis ins 16. Jahrhundert hinein hatten Geistliche also durchaus Anteil an der städtischen Waffenkultur.

Dasselbe galt, so argumentiert Markus J. Wenninger, für die aschkenasischen Juden des Mittelalters und der Frühen

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83488](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83488)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Neuzeit. Aus unterschiedlichsten Quellen trägt er Beispiele für waffentragende, verteidigungsbereite und sogar fehdeführende Juden zusammen. Damit wendet er sich gegen den in der Forschung des 19. und 20. Jahrhunderts vorherrschenden »Mythos« (S. 98) eines umfassenden rechtlichen Gebots der »Wehr- und Waffenlosigkeit« (S. 101) von Juden.

Teil III belegt, dass sich Versuche der »Waffenkontrolle« und der räumlichen Konzentration von militärischem Gerät im Laufe der Frühen Neuzeit keineswegs nur gegen Randgruppen oder Unterschichten richteten. Die Beiträge von Holger Th. Gräf und Martin Scheutz zeigen, wie entstehende Territorialstaaten versuchten, städtische Bewaffnung und Einrichtungen (wie Pulvertürme und Zeughäuser) in ihrem Sinne zu kontrollieren. Der militärische Bedeutungsverlust städtischer Schützengesellschaften und die Musealisierung der Zeughäuser seit dem Ende des 18. Jahrhunderts belegen den langfristigen Erfolg dieser Maßnahmen.

Doch erinnert Dagmar Ellerbrocks Beitrag, der für sich Teil IV (»Waffengebrauch im 19. Jahrhundert«) bildet, daran, wie schwierig ein staatliches Waffenmonopol durchzusetzen war. An der fest etablierten »Waffenkultur« (S. 190) der in Schützengesellschaften und Bürgerwehren organisierten Bürger scheiterte letztlich das Verbot privater Waffen, das König Friedrich I. von Württemberg 1809 im Zuge seiner Modernisierungspolitik und der Errichtung eines stehenden Heeres erließ. Schon während der Diskussion um die 1819 verabschiedete landständische Verfassung wurde das Waffenrecht vehement zurückgefordert und die Verbote wurden in der administrativen Praxis zunehmend gelockert. Schließlich gestattete das württembergische Waffenrecht von 1853 Waffenbesitz und -gebrauch für »althergebrachte Gewohnheiten« (S. 203).

Gerade die Geschichte des Auswanderungslandes Württemberg weist tatsächlich auf kontinentaleuropäische historische Wurzeln der US-amerikanischen Waffenkultur hin. Dass aus dem »Pulverfass« der alteuropäischen Stadt dennoch ein weitgehend befriedeter Raum entstehen konnte, hängt mit obrigkeitlicher Kontrolle, aber auch mit Praktiken (juristischer wie informell-sozialer) Selbstregulierung zusammen. Das reiche Material des Bandes zeigt Anknüpfungspunkte für weiterführende Fragen auf, z. B. wie die Praktiken vor Ort mit Staatsbildungsprozessen jenseits der territorialen Ebene zusammenwirkten.

Die vielfältigen Beiträge bieten insgesamt aus stadthistorischer Perspektive einen hervorragenden Überblick über eine langfristig wirksame materielle und symbolische Kultur der Waffen. Ein Verzeichnis ausgewählter Literatur, die in mehreren Beiträgen verwendet wird, sowie ein Orts- und Personenindex machen den Band auch als Einführung und Referenzwerk gut nutzbar. Darüber hinaus verbindet der Band Waffengebrauch und -kontrollversuche überzeugend mit größeren konzeptionellen Entwürfen europäischer Geschichte.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Éva Guillorel, David Hopkin (dir.), Traditions orales et mémoires sociales des révoltes en Europe. XV^e–XIX^e siècle, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2020, 412 p. (Histoire), ISBN 978-2-7535-7982-8, EUR 30,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Sabrina Rospert, Paris

Die Vormoderne stellte sich in Europa als besonders »unruhiges« Zeitalter dar, wie die politik- und sozialgeschichtliche Forschung der letzten vier Jahrzehnte dargelegt hat: Bürgerkriegsartige Unruhen im Zeitalter der Religionskriege, verschiedene Episoden ständischen Widerstands im 17. Jahrhundert und Revolutionen (ab dem 18. Jahrhundert) gingen Hand in Hand. Doch was bleibt von der Erinnerung an die verschiedenen Erhebungen? Diese Frage stellt sich innerhalb der Geschichtswissenschaft nicht nur im Hinblick auf die Erinnerungskultur des 21. Jahrhunderts; mit einem historiografischen Blick versuchen Forschende neuerdings verstärkt zu klären, inwiefern Revolten, Aufstände und andere Episoden vormodernen Protests innerhalb der Gesellschaften und Räume, in denen sie sich abspielten, wenige Jahrzehnte oder Jahrhunderte später commemoriert wurden: In Frankreich, wo die Forschung zu Revolten und Aufständen im vormodernen Zeitalter über eine lange Tradition verfügt, sind binnen der letzten drei Jahre allein zwei Sammelbände erschienen, die es sich zum Ziel gesetzt haben, die Erinnerung an Revolten im vormodernen Europa zu rekonstruieren; beide Sammelbände entstammen dem von Alain Hugon koordinierten ANR-Projekt »Culture des révoltes et des révolutions«.

Der erste Sammelband, herausgegeben von Alexandra Merle, Stéphane Jettot und Manuel Herrero Sánchez (erschienen 2018) versucht die Erinnerung an Aufstände im vormodernen Europa anhand von überlieferten Schriften der Zeitgenossen zu rekonstruieren; der zweite Band, zusammengestellt von Éva Guillorel und David Hopkin, der Gegenstand der vorliegenden Rezension ist, möchte die Erinnerungskultur an vormoderne Protestepisoden dagegen aus einer ganz anderen Perspektive heraus beleuchten: Er stützt sich auf mündliche Kulturformen – auf Lieder, Balladen, Erzählungen oder Legenden – welche bereits unter den Aufständischen zirkulierten und in bestimmten Regionen über Generationen hinweg (mündlich) tradiert worden seien.

Die Beiträge, die in chronologischer Reihenfolge angeordnet insgesamt fünf der Vormoderne zuzuordnende Jahrhunderte abdecken, sind ausnahmslos als Fallstudien angelegt; sie behandeln vielfältige europäische Beispiele – die Beitragenden stützen sich etwa auf Lieder, welche im Kontext der städtischen Unruhen in den spätmittelalterlichen Niederlanden oder im Rahmen der irischen Rebellion von 1789 entstanden; auch Beiträge



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

zum osteuropäischen Kulturraum (Estland, Russland) sind im Band vertreten. Im Großen und Ganzen verfolgen die Beiträge aber dieselbe Logik, der Aufbau gestaltet sich gleich: Die Fallstudien beschäftigen sich erstens mit der Frage, wie die mündlichen Zeugnisse der Aufständischen über Jahrzehnte oder Jahrhunderte hinweg tradiert werden konnten; zweitens versuchen die Beiträge zu klären, was spätere Generationen aus diesen Kulturformen gemacht haben bzw. wie sie sie eben commemorierten.

Dabei treten teils überraschende Ergebnisse im Hinblick auf die vormoderne Erinnerungskultur zutage: So legen etwa die Fallstudien von Malte Griesse (zu den russischen Kosakenaufständen) und von Marc Lerner (zum Schweizer Bauernkrieg von 1653) auf sehr elaborierte Weise dar, wie die mündliche Kultur vergangener Aufstände anlässlich von Revolten, die sich Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte später zutrug, regelmäßig wiederbelebt wurde; im Gegenteil dazu zeigt der Beitrag von Jan Dumolyn und Jelle Haemers zum spätmittelalterlichen Flandern, dass ursprünglich in einem aufständischen Kontext entstandene Lieder oder Balladen von späteren Generationen derart verändert wurden, dass letztere schließlich nicht mehr mit den jeweiligen Aufständen in Verbindung gebracht bzw. nicht mehr als rebellisches Kulturgut wahrgenommen wurden. Schließlich geht aus dem Beitrag von Kersti Lust zum vormodernen Estland hervor, dass in manchen Räumen Europas die Überlieferung im Rahmen von Protestepisoden entstandener Kulturformen auch dünn ausfallen konnte.

Der von Guillorel und Hopkin herausgegebene Sammelband verfolgt aber längst nicht nur die Absicht, die Erinnerungskultur an Aufstände und Revolten im vormodernen Europa zu beleuchten: Wie die Herausgeber in der Einleitung hervorheben, war die Kultur von Rebellen in der Vormoderne in erster Linie durch Oralität geprägt; Schriftlichkeit hätte sich für diejenigen, die sich gegen die Obrigkeit wandten, als Nachteil bzw. sogar als Gefahr dargestellt, denn schriftliche Zeugnisse hätten jederzeit gegen die aufständischen Bevölkerungsgruppen verwendet werden können, weshalb sich deren Kommunikation eher auf das Mündliche beschränkte. Bisher seien sich Historikerinnen und Historiker, die es in erster Linie ja gewohnt sind, mit schriftlichen Quellen zu arbeiten, noch längst nicht des Potentials bewusst, das mündlich überlieferte Kulturformen für das Studium vormoderner Protestepisoden bereithielten. Mithilfe von Liedern, Legenden, Erzählungen oder Balladen der Aufständischen ließen sich so nachträglich zum Beispiel deren konkrete Aussagen und Parolen rekonstruieren. Der Geschichtswissenschaft den Wert mündlich tradierter Quellen näherzubringen, steht also ebenfalls auf der Agenda des Sammelbandes.

Bei der Lektüre der Beiträge stellt sich allerdings die Frage, ob die überlieferten Lieder, Balladen, Erzählungen oder Legenden, auf die sich die Beitragenden stützen, authentische mündliche Überlieferungen darstellen bzw. jemals mündlich tradiert wurden.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.3.83582](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83582)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Die Mehrheit der im Sammelband enthaltenen Beispiele, sind den daran Beteiligten oftmals nur durch ethnographische Arbeiten oder Liedersammlungen des 19. Jahrhunderts zugänglich, welche u. a. unter dem Einfluss der Romantik und nationaler Strömungen entstanden und in diesem Zuge möglicherweise verfälscht worden sein könnten. Zudem legen beispielsweise die Beiträge von Georges Bischoff über den »Chant du Rosement« sowie von Michel Nassiet und Donatien Laurent zum Barzaz Breiz nahe, dass es keinen Beweis gibt, dass Lieder, Erzählungen oder sonstige mündliche Kulturformen wirklich unter den Aufständischen Verbreitung fanden. Überhaupt scheint es manchmal unmöglich, den Ursprung von Liedern oder Erzählungen mit Sicherheit zu ermitteln.

Zweifellos sind alle im Sammelband enthaltenen Beiträge genauestens recherchiert; dennoch stellt sich die Frage, was der Mehrwert dieser mündlichen Überlieferungen ist, wenn die Forschung sich über deren Authentizität nicht im Klaren zu sein scheint. Dieser Einwand kommt auch im Fazit des Sammelbandes zur Sprache, das von niemand Geringerem als Peter Burke verfasst wurde; allerdings formuliert Burke, der sich in der Vergangenheit übrigens bereits ausführlicher mit mündlichen Kulturformen der Vormoderne auseinandergesetzt hat, seine Kritik in Hinblick auf die Frage der Authentizität der Quellen in weitaus subtilerer Weise.

Offen bleibt also die Frage, ob sich die konkreten Aussagen Aufständischer anhand überlieferter Lieder, Legenden etc. tatsächlich durch die Forschung des 21. Jahrhunderts erschließen lassen; Guillorels und Hopkins Sammelband gelingt es leider nicht, diesen wissenschaftlichen Transfer zu leisten. Somit ist letzterer noch ausstehend und müsste durch ein zukünftiges Projekt durchgeführt werden. Insgesamt gesehen könnte die Idee, die Parolen von Aufständischen anhand ihrer über Jahrzehnte oder Jahrhunderte hinweg überlieferten mündlichen Kulturformen zu rekonstruieren, sich für die weitere Erforschung vormoderner Episoden des Aufstands allerdings als fruchtbares Konzept erweisen. So mahnte Jean-Marie Constant erst kürzlich an, dass es neuer Ansätze bedürfe, um etwa die Motive der an Aufständen Beteiligten besser erschließen zu können, über die Historikerinnen und Historiker (in Ermangelung zu diesem Zweck geeigneter Archivbestände) mehr oder weniger nur rätseln können; die mündliche Kultur der Aufständischen könnte hier vermutlich neue Zugänge eröffnen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Simon Karstens, Gescheiterte Kolonien – erträumte Imperien. Eine andere Geschichte der europäischen Expansion 1492–1615, Wien, Köln, Weimar (Böhlau) 2021, 619 S., ISBN 978-3-205-21207-2, EUR 55,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Stefanie Steiner, Klagenfurt

Die Niederlagen der Geschichte und die damit einhergehenden Brüche in der Geschichtsschreibung wurden selten so dezidiert thematisiert wie in Simon Karstens Buch »Gescheiterte Kolonien. Erträumte Imperien, eine andere Geschichte der europäischen Expansion 1492–1615«. Wie der Titel vermuten lässt, fokussiert sein Werk nicht auf eine Ereignisgeschichte des Scheiterns verschiedener Kolonien oder auf einen Versuch, diese kolonialen Unternehmungen als das Scheitern dieser kolonialen Unternehmungen zu widerlegen, sondern auf eine Analyse derjenigen Quellen, die sich mit gescheiterten Kolonien in den Amerikas befassten, und denen lange Zeit (zu) viel Vertrauen geschenkt und Authentizität zugeschrieben wurden. Im Zentrum des Buches stehen gescheiterte koloniale Projekte diverser Akteure auf beiden Seiten des Atlantiks sowie die zeitgenössische Wahrnehmung und Deutung dieser Unternehmungen. Allerdings muss der Begriff »Scheitern« einer kontextabhängigen Beurteilung unterzogen werden, denn in diesem Zusammenhang meint er ein koloniales Projekt, dessen Ergebnis nicht den vorformulierten Erwartungen entsprach.

Karstens stellt in seinem Werk fest, dass »Scheitern« im kolonialen Kontext nur dann verwendet wurde, wenn es sich um eine Zuschreibung des Scheiterns anderer Kolonialmächte handelte. Das eigene Scheitern wurde von historischen Akteuren häufig umschrieben bzw. eine negative Darstellung vermieden und der Wissenserwerb sowie die erreichten Leistungen wurden bewusst hervorgehoben. Dem »Scheitern« wurde bereits zur damaligen Zeit, d. h. im 16. und 17. Jahrhundert, eine duale Funktion zugeschrieben, der Verweis auf das Scheitern erlaubte a) einen synchronen Vergleich mit zeitgleich erfolgreichem Aufbau iberischer Kolonialreiche und b) einen diachronen Vergleich mit später erfolgtem erfolgreichem Aufbau eines Kolonialreiches. Karstens stellt sich in diesem Kontext die Frage, welche Relevanz diese gescheiterten kolonialen Projekte nun hatten. Und für wen?

Durch imaginierte Kolonien, die auch als »erträumte Imperien« bezeichnet werden können, gelang es immer wieder, Personen wie Berater, Investoren und Siedler zu finden, die weitere Expansionsunternehmungen auf der Suche nach einem westlichen Weg nach Asien durchführten, was schließlich zur Umsetzung dieser Vorhaben und in den Fortbestand der Kolonien mündete. »Der Glaube an einen möglichen Erfolg motivierte Herrscher, Projekten ihren Schutz zu verleihen, und Investoren, ihr Vermögen einzusetzen« (S. 514). Durch die Überzeugung, dass Kolonien



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

entstünden, entstanden auch Narrative, die über Jahrhunderte lang beständig waren und erst heute von der Forschung nach und nach dekonstruiert werden.

In Abgrenzung von Spanien und durch den Kolonialisierungsprozess selbst entstanden verschiedene Identitäten wie »die Engländer« und »die Franzosen«. »Dies konnte durch Imagination einer kolonialen Heilsgemeinschaft vor Gott, durch Ausgrenzung bestimmter Gruppen, durch Hervorhebung bestimmter Tugenden ebenso wie durch Abgrenzung von als fremdartig dargestellten Indigenen einerseits oder stereotyp als Feindbild inszenierten ›Spaniern‹ andererseits geschehen« (S. 20). Wissen aus der Neuen Welt wurde überwiegend in Zeitschriften oder als Übersetzung veröffentlicht und dadurch an ein breites Lesepublikum weitergegeben. Wissen über die Neue Welt entstand also vor allem durch einen grenzübergreifend geführten Diskurs und eine transatlantische Vernetzung über die kolonialen Grenzen hinaus. Die kolonialen Projekte der verschiedenen Mächte wurden aber auch von Darstellungen des Ozeans und der Amerikas beeinflusst. Weil diese häufig rezipiert wurden, spielten diese Erfahrungen für zukünftige Vorhaben eine bedeutende Rolle. Bis zum Jahr 1615 scheiterten alle kolonialen Projekte bis auf Quebec und Jamestown.

Mit der Intention, eine ausführliche Darstellung über die Quellen zu gescheiterten Kolonien sowie deren Rezeption zu geben, wurde ein gutes Überblickswerk zu den spanischen, portugiesischen, englischen und französischen kolonialen Projekten sowie jene des Heiligen Römischen Reiches geschaffen. Dabei hat der Autor die verschiedenen Absichten der Kolonialmächte sowie die Erfolge bzw. das Scheitern von Kolonien deutlich erfasst. Das Werk ist ideal, um einen differenzierteren Zugang zur Geschichtsschreibung über die Kolonialisierung zu erhalten. Der Untersuchungszeitraum ist sinnvoll gewählt, da die europäische, transatlantische Expansion ab 1492 mit Spanien und Portugal ihren Lauf nahm. Ebenso nachvollziehbar ist das Ende des Werkes mit dem Jahr 1615, da zu Beginn des 17. Jahrhunderts andere Kolonialmächte, wie z. B. die Niederlande und Schweden, die amerikanische Bühne betraten und auch dauerhafte Besiedlungen errichten konnten.

Es wird in Karstens Werk auch klar, dass die indigenen Bevölkerungen eine bedeutende Rolle für das Errichten von Kolonien einnahmen, da ohne ihre Hilfe europäische Niederlassungen auf Dauer nicht hätten überleben können. Außerdem konnten die Indigenen die Kolonisten für ihre eigenen Zwecke nutzen und »wünschten daher, gemeinsam mit ihnen gegen ihre indigenen Feinde Krieg zu führen« (S. 516). Unter den wenigen erwähnten indigenen Akteurinnen und Akteuren wird auch Pocahontas angeführt, die der Autor nach ihrer Taufe Rebecca Wolfe nennt (S. 254). Die gängigere Schreibweise ist Rebecca Rolfe, da sie John Rolfe heiratete. Zum besseren Verständnis wäre deshalb eine Erläuterung für Leser und Leserinnen sinnvoll gewesen. Das Sympathisieren mit »einfachen Kolonisten« in seinem Fazit sowie eine mangelnde Fokussierung

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.3.83489](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83489)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

auf die eigentlichen Leidtragenden, die Indigenen, muss ebenfalls erwähnt werden, wobei Karstens mehrfach betont, dass die europäischen Stützpunkte und Siedlungen ohne die Unterstützung der Indigenen nicht überleben hätten können (S. 521).

Die kritisierten Punkte können jedoch den positiven Gesamteindruck des Buches nicht trüben. Der Aufbau des Buches in vier Hauptkapitel ist sinnvoll, sodass sich Leserinnen und Leser dank eines erkennbar roten Fadens bei der Lektüre stets zurechtfinden. Auch der grenzüberschreitende Ansatz ist positiv hervorzuheben, da er erlaubt, sowohl die kolonialen Akteure als auch ihre Projekte selbst detailliert darzulegen, wodurch wiederum der reziproke Einfluss der europäischen Mächte klar zum Ausdruck kommt. Alles in allem bietet Karstens mit seinem Buch einen gelungenen Zugang zu den Anfängen der kolonialen Expansion. Er schreibt keine lineare Geschichte, wodurch seine Arbeit einen wertvollen Beitrag zur kritischen Auseinandersetzung mit europäischer Expansion und Kolonialismus leistet und damit auch zu einer reflexiven Aufarbeitung der Geschichte beiträgt.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83489](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83489)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Myrtille Méricam-Bourdet, Catherine Volpilhac-Auger (dir.), La Fabrique du XVI^e siècle au temps des Lumières, Paris (Classiques Garnier) 2020, 476 p. (Rencontres, 434. Devenir de la Renaissance française et européenne, 2), ISBN 978-2-406-09402-9, EUR 56,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jens Häsel, Potsdam

Der plastische Titel dieses Sammelbandes umschreibt treffend das Bemühen, Wege, Bedingungen und Wirkungen der »Verfertigung« einer Epoche, hier des 16. Jahrhunderts, durch die Zeit der Aufklärung zu ergründen. Bewusst vermieden ist damit der Anachronismus einer Konstruktion, die auf »das Verhältnis der Aufklärung zur Renaissance« zielt. Eröffnet wird dagegen die Suche nach konkreten Bezugnahmen auf Texte, Ideen und Autoren des 16. Jahrhunderts im 18. Jahrhundert.

Die 22 Beiträge gehen auf ein Kolloquium zurück, das im Oktober 2016, organisiert vom Centre d'études en rhétorique, philosophie et histoire des idées (CERPHI; UMR 5037) in Lyon stattfand und als Fortsetzung des ebenfalls von Catherine Volpilhac-Auger initiierten Austauschs »Le XVIII^e siècle. Une renaissance de la Renaissance?«¹ aus dem Vorjahr angesehen werden darf. Die Tagung von 2015 hatte sich zum Ziel gesetzt, die publikationsgeschichtlichen Voraussetzungen für die Präsenz zentraler Autoren und Texte des französischen 16. Jahrhunderts in der Zeit der Aufklärung zu rekonstruieren. Nachdem hier die Editions-geschichte von Werken Montaignes, Louise Labbés, Cléments Marots u. a. in den Blick genommen wurde, öffnete sich die Perspektive für das Folgekolloquium auf eine Fragestellung, die mit der »fabrique« des 16. Jahrhunderts über eine reine Rezeptionsgeschichte hinausgeht und Bausteine für die geistig-soziale Konstruktion des 16. Jahrhunderts in der Aufklärung liefern will.

Die unterschiedlichen Ebenen und Bereiche der Bezugnahmen auf das 16. Jahrhundert, die für ein differenziertes Bild dieses Zeitalters im 18. Jahrhundert angesprochen werden, sind in fünf Hauptabschnitte unterschieden: »Conscience des temps«; »La philosophie devant son histoire«; »Dialogue avec des morts«; »Modèles et perspectives européennes«.

Die vier Beiträge des ersten Abschnitts zielen auf unterschiedliche Wahrnehmungen von Geschichtlichkeit (»Conscience des temps«) und nehmen eine im weiteren Sinne wissenschaftshistorische Perspektive ein. Die zentrale Frage nach der Bewertung



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Catherine Volpilhac-Auger (Hg.), Le XVIII^e siècle. Une renaissance de la Renaissance, dossier dans: Revue française d'histoire du livre 137 (2016).

von Innovationen in einer im 18. Jahrhundert vielfach in der Fortschrittsperspektive formulierten Darstellung stellt sich für die Betrachtung der Agronomie des 16. Jahrhunderts stärker als Element einer Stabilität der Mensch-Naturbeziehung dar, wie dies Michel Jourde zeigen kann. Er ergänzt, dass die vielfach gefeierte Erfindung der Druckkunst mit ihrem Aufklärungspotenzial durch die Humanisten durchaus nicht nur als Fortschritt, sondern auch aufgrund der höheren Verbreitung von Irrtümern als Gefahr angesehen wurde. Ein differenziertes Bild der Konstruktion von »Helden« der Buchkunst zeichnet Martine Furno, die das Werk des in London lebenden Gelehrten Michel Maittaire² und insbesondere seine Darstellung des Verlagshauses der Estienne untersucht. Maittaire hatte noch am Beginn des 18. Jahrhunderts die reformierten Mitglieder der Familie Estienne, insbesondere Robert und Henri, mit ihren Verdiensten für die Reformation in den Mittelpunkt seiner Verlagsgeschichte gestellt und insofern »heroisiert«.

Ausgehend von der »Encyclopédie« Diderots und d'Alemberts kann Sarah Carvallo die Darstellung der Anatomie- bzw. Medizingeschichte seit dem 16. Jahrhundert differenziert als Hinwendung zu einer geschichtsphilosophischen, ästhetischen, naturphilosophischen und anthropologischen Perspektive erläutern, die sich klar von der Betrachtung kontinuierlichen Wissensfortschritts unterscheidet. Die an Perfektion und Ideal orientierte anatomische Konzeption der Renaissance weicht einer pluralen Sichtweise auf den Menschen im 18. Jahrhundert. Die mit der Medizin der Renaissance verbundene anthropologische Reflexion ist dabei der Ausgangspunkt für die Konstruktion eines engen Traditionsbezugs durch die Vertreter der Anthropologie des 18. Jahrhunderts, die so rückblickend ein Fortschrittsparadigma entwerfen.

Ein Beispiel für die argumentative Vereinnahmung eines Textes vom Beginn des 17. Jahrhunderts und damit für die wenig vertretene Präsenz der Epoche der kolonialen Expansion ist die physiokratische Interpretation der »Comentarios reales« des Inka Garcilaso de la Vega durch François Quesnay, wie sie von Aliénor Bertrand diskutiert wird. Das Wirtschaftsmodell des Inkareichs wird durch den Physiokraten auf Austausch- und Produktionsbeziehungen, die durch Getreide und Saatgut beherrscht werden, reduziert und unterscheidet sich insofern vom kolonialen Merkantilismus. Die Produktion des Reichtums im Inkareich beruhe damit auf »Besteuerung« des Ertrags der Erde, was als Modell für das Frankreich des 18. Jahrhunderts die Aktivierung unproduktiver Flächen durch königliche Entscheidung nahelegt. Eine historisch einseitige Lektüre der »Comentarios reales« dient damit der Begründung physiokratischer Positionen im 18. Jahrhundert.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

² Mit einer Bibliografie der Publikationen Michel Maittaires, S. 105–107.

Fünf Beiträge unterschiedlichen Zuschnitts bilden den Abschnitt »La philosophie devant son histoire«. Pierre Bayles »Dictionnaire historique et critique« sind hier, neben den Artikeln der »Encyclopédie«, in vielen Beiträgen eine ergiebige Basis der Analyse. Für die »fabrique du XVI^e siècle«, d. h. für die geistig-soziale Konstruktion dieser Epoche ließe sich zusätzlich die Frage nach der »Ergiebigkeit« weiterer im 18. Jahrhundert einflussreicher Publikationsformen richten.

Pierre Bayle und sein »Dictionnaire historique et critique« bilden den Ausgangspunkt für Antony McKennas Beitrag über seine Darstellung der Position von Pierre Charron und für Lorenzo Bianchis Diskussion der »Abbildung« der italienischen Renaissancephilosophie im »Dictionnaire historique et critique«. Aufgrund des Charakters des »Dictionnaire«, der historisch-kritischen Arbeitsweise und der vom Skeptizismus beeinflussten philosophischen Interessen Pierre Bayles liegt es nahe, seine Rolle für die »fabrique du XVI^e siècle« hervorzuheben. Bayle hat zwar dem Autor von »De la sagesse, Charron«, einen Artikel gewidmet, jedoch Montaigne, der an vielen Stellen des »Dictionnaire« genannt ist, würdigte er nicht mit einem Eintrag. Wie in anderen Fällen ist Bayles Artikel kaum als philosophiehistorische Darstellung anzusehen. Er bedient vielmehr Bayles Auseinandersetzung mit der rationalistischen Theologie indem Bayle diesen, wie Antony McKenna detailliert zeigt, als Gegenstück zum Artikel »Pyrrhon« anlegt und dadurch seine »eigentliche« Position »deckt«. Bestimmte, für Bayle wichtige Themenfelder steuern seine Darstellung der italienischen Renaissancephilosophie, wie Lorenzo Bianchi feststellt: das Verhältnis von Vernunft und Glauben, die Rolle der Leidenschaften, die Autonomie der Moral etc., sodass andere im Italien der Renaissance diskutierten Themen (z. B. Naturphilosophie, Platonismus) eine geringere Rolle spielen.

Girolamo Cardano, Pietro Pomponazzi, Giordano Bruno und Andrea Cesalpino sowie Machiavelli gehören zu den für Bayle aktuellen Autoren. Da neben Brucker auch Bayle zu den Referenzautoren für die philosophiegeschichtlichen Artikel der »Encyclopédie« gehört, setzt sich hier eine wichtige Rezeptionslinie fort. Die Rezeptionsgeschichte der Lebensbeschreibung des Appolonius von Tyana des Philostratos vom 16. bis ins 18. Jahrhundert bietet Grégoire Holtz die Gelegenheit, die philosophischen und religiösen Auseinandersetzungen bis zu Charles Blount, Voltaire, Diderot und Giovanni Castiglione nachzuzeichnen, nicht ohne gleichzeitig auf die Diskussion des literarischen Charakters dieser als Kritik an den Wundern des Neuen Testaments lesbaren Erzählung einzugehen. Eine andere Darstellungsform wählt Nicolas de Gueudeville, der Erasmus-Übersetzer, wenn er in seinen »Dialogues des morts d'un tour nouveau« Agrippa von Nettesheim mit Apuleios ins Gespräch bringt, wie dies Tristan Vigliano untersucht hat.

Mit der Diskussion des Konzepts der Staatsräson in Diderots spätem »Plan d'une université« (1775) verfolgt Eszter Kovács einen problemgeschichtlichen Rezeptionsansatz der über eine



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

deutsche staatsrechtliche Quelle Diderots, Clapmars »De arcanis rerumpublicarum libri sex« (1605), auf die Präsenz des durch das 16. Jahrhundert vermittelten Tacitismus hinweist. Diese Vermittlungsfunktion des 16. Jahrhunderts zwischen Antike und dem 18. Jahrhundert ist eine weitere Konstante, die in vielen Beiträgen angesprochen wird.

Der metaphorisch überschriebene Abschnitt »Dialogues avec des morts« setzt nicht mit Fontenelles »Nouveaux Dialogues des morts« ein. Er versammelt aber eine Reihe von Beiträgen, die literarische und rhetorische Bezugnahmen auf François Rabelais und auf Michel de Montaigne als Ausgangspunkt gewählt haben. Sergueï Karp erschließt Diderots in der Manier Pantagruels an Alexander Golitzin geschriebenen Brief vom 21. Mai 1774 als eine die Weisheit des »Riesen« rhetorisch mobilisierende Nachricht an den vom Sturz bedrohten Minister Katharinas II.

Das gesplante Verhältnis Voltaires zu Rabelais, den er erst spät für sich entdeckt, ist, so wie es Morgane Muscat darstellt, ein Paradebeispiel für die lange vorherrschende Abwertung der Literatur des 16. Jahrhunderts durch die französische Klassik. Das satirische und insbesondere antiklerikale Kritikpotenzial von Autoren wie Rabelais hat sicher zu ihrer literarischen Wiederentdeckung in der Jahrhundertmitte – bei Voltaire gefördert durch englischen Einfluss – beigetragen. Voltaires Roman »Candide« lässt sich insofern vor dem Hintergrund dieser »Wende« in der Rezeption Rabelais' lesen. Die Rezeptionslinie Rabelais im Anschluss an die erste moderne Ausgabe durch den nach Berlin ausgewanderten Jacob Le Duchat ist durch die Herausgeberinnen gewürdigt, in der Folge allerdings nicht Gegenstand weiterer Analysen.

Drei Beiträge widmen sich explizit Fragen der Wirkung und Rezeption Montaignes im 18. Jahrhundert. Sie schließen damit an die von Catherine Volpilhac-Auger beim Vorgängerkolloquium vorgelegte Studie zu den Montaigne-Ausgaben von Pierre Coste an³. Neil Kenny diskutiert die Bedeutung des gesellschaftlichen Status' Montaignes für die Rezeption der Essais. Die Vorwürfe von »Eitelkeit« und »Egoismus«, die gegen die »Selbstdarstellung« des Edelmannes erhoben wurden, wichen im Laufe der Zeit einer Bewertung des Autors als »magistrat«, bevor er im 18. Jahrhundert nunmehr als »écrivain« und nicht mehr als Standesvertreter gelesen wurde. Die Vorbildrolle der »Essais« für die sich herausbildende neue Tradition des subjektiven literarischen Ausdrucks im Tagebuchscheiben untersucht Laurence Macé ausgehend von expliziten Zeugnissen der Nachahmung durch den Beamten des Großherzogs der Toskana, Giuseppe Pelli Bencivenni. Bernard Gittler gelingt es, zwei Ebenen der Bezugnahmen Jean-Jacques Rousseaus auf Montaignes »Essais« im »Premier Discours« zu rekonstruieren. Eine erste Ebene schließt an Diderots



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

³ Les »Essais« de Montaigne et de Coste, in: Volpilhac-Auger (dir.), Le XVIII^e siècle (wie in Anm. 1).

Shaftesbury-Übersetzung und seine »Pensées philosophiques« an und macht Montaignes Skeptizismus sowie seine Überlegungen zur natürlichen Religion nutzbar. Eine zweite Ebene greift auf die Umwertung des Begriffs der »barbares« im Essai »Des cannibales« zurück und verstärkt Rousseaus Kritik an der Gesellschaft. Die Rezeption von Montaignes »Essais« trägt insofern zu Rousseaus politisch radikaler Kritik bei.

Der Abschnitt »Modèles« vereint vier Beiträge, die auf sprachlich-literarische Aspekte der »Präsenz« des 16. Jahrhunderts in der Zeit der Aufklärung eingehen. Flora Champy schließt mit »L'énergie antique du vieux style« an die Montaigne-Rezeption Rousseaus an, widmet sich aber ausdrücklich der für ihn durch den Humanismus vermittelten Antike-Rezeption am Beispiel von Jacques Amyots Plutarch-Übersetzung. Der direkte, von den Zeitgenossen als »naïf« bezeichnete Stil Amyots ist in den Augen Rousseaus »énergique« und gestattet ihm selbst, seine Distanz zu den zeitgenössischen Gepflogenheiten zu zeigen. Die stilistische Nähe Rousseaus zu seiner Amyot-Lektüre zeigt sich insbesondere in seiner Korrespondenz und unveröffentlichten Texten, während er die zur Veröffentlichung bestimmten Texte dem französischen Publikumsgeschmack anpasst.

In anderer Weise als bei Rabelais wird die parodistische und satirische Tradition des 16. Jahrhunderts in zwei Beiträgen aufgegriffen, die sich im ersten Fall mit der Tradition des poetischen »badinage«, der zweideutigen Spottverse, und im zweiten Fall mit einer Epenparodie des »Rolando furioso« befassen. Ausgangspunkt für David Moucauds Darstellung ist der höfische Dichter und Psalmenübersetzer Clément Marot sowie Mellin de Saint-Gelais und weitere Autoren des 16. Jahrhunderts, die zu Beginn des 18. Jahrhunderts u. a. durch Nicolas Lenglet Du Fresnoy, Bernard de La Monnoye u. a. wiederentdeckt und neu ediert wurden⁴. Für die produktive Rezeption dieser Spottverse im 18. Jahrhundert kann er klar eine satirische Typisierung feststellen, die sich u. a. auch als antiklerikal bezeichnen lässt. Emmanuelle Sempères Untersuchung von Cazottes »Ollivier« (1763) macht die »badinage« als Distanzierungsmittel in Bezug auf die spielerisch fortgeführte heroische Epen-tradition fest, die dadurch leichter die zeitgenössische Kritik unterlaufen kann. Für das Theater, besser die Theatergeschichte, ist die Wiedergewinnung der Tradition des Humanismus aufgrund der beherrschenden Position der französischen Klassik mit großen Schwierigkeiten verbunden. Zu diesem Ergebnis kommt Ioana Galleron und stellt fest, dass es kaum Texteditionen gibt und die Theatergeschichten bis zu Mouhy nur kurz und abwertend über das humanistische Theater informieren. Die literarische und theatralische Präsenz des 16. Jahrhunderts bzw. des Humanismus im 18. Jahrhundert ist



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

⁴ Moucauds Analyse kann sich auf den zuvor präsentierten Beitrag von Guillaume Berthon, Les éditions de Marot au XVIII^e siècle, in: Volpilhac-Auger (dir.), Le XVIII^e siècle (wie in Anm. 1) beziehen.

insofern, abgesehen von Rabelais und Montaigne, überraschend schwach.

Wenn der Humanismus und das Reformationszeitalter als europäische Phänomene zu betrachten sind und auch das (französische) 18. Jahrhundert deutlich europäische Implikationen besitzt, dann liegt es nahe, für die gewählte Fragestellung den Blick zu weiten. Das geschieht beispielhaft durch vier Beiträge des Abschnitts »Perspectives européennes«.

Manuela Bragagnolo erinnert mit ihrem Beitrag über Ludovico Antonio Muratori an die Notwendigkeit, die verschlungenen Wege von (kritischen) Texten, deren Überlieferung zwischen dem 16. und dem 18. Jahrhundert, sowie die Kommentare und Editionen in den Blick zu nehmen. So stützte sich Muratori bei der Arbeit an »Dei difetti della giurisprudenza« (1742) auf radikale Positionen aus der handschriftlichen Überlieferung des 16. Jahrhunderts. Ausschlaggebend für ihn war die systematische Kritik von Giovanni Ingeneri an der Rechtsprechung. Der philosophischen Diskussion in Deutschland sind zwei Beiträge dieses Abschnitts gewidmet. Pierre Jean Brunels Beitrag über die Bruno-Rezeption von Friedrich Heinrich Jacobi und Charlotte Morels Untersuchung von Lessings Ketzerrerrettungen geben Beispiele für die Präsenz des 16. Jahrhunderts in den Auseinandersetzungen der Aufklärungszeit. Die Darstellung der Wiedergewinnung der Philosophie Giordano Brunos durch Jacobi und die Diskussion des Pantheismusstreits führen einerseits philosophiegeschichtlich an den Ausgang des 18. Jahrhunderts und schlagen andererseits die Brücke zu Lessing.

Charlotte Morel betrachtet die Lessing'sche Methode der »Rettungen« am Beispiel von Girolamo Cardanos – fiktivem Streitgespräch – »De subtilitate« (1550) sowie in Bezug auf seine Arbeit über den Unitarier Adam Neuser. Der »Fragmentenstreit« bietet ihr die Gelegenheit, die Brücke zur Frage des Deismus und der natürlichen Religion zu schlagen und so zu verdeutlichen, welche Sprengkraft die historisch-gelehrte Arbeit der »Rettungen« für die Diskussion der deutschen Aufklärung gewinnen konnte.

Sara Vitacca liefert mit ihrer kunsthistorischen Sicht auf die Thematik den Schlussbeitrag des Bandes und nimmt darin die im Band implizierte Frage nach der Renaissance als Epochenbegriff nun explizit auf: Die beschreibende Verwendung von »renaissance« bzw. »renouveau«, oder »renouvellement«, von Erneuerung und Wandlung bestimmter Kunstbereiche wandelt sich in den Auseinandersetzungen um die Vorbildlichkeit der italienischen Kunst und Architektur am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts⁵ zu einem Begriff, der eine eigene Stilepoche bezeichnet.

⁵ Cf. die entscheidende Darstellung von Jean Baptiste Louis Georges Séroux d'Agincourt, *Histoire de l'art par les monumens, depuis sa décadence au IV^e siècle jusqu'à son renouvellement au XVI^e siècle*, Paris 1810–1823.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Den Herausgeberinnen dieses gewichtigen und durch ein Register und Zusammenfassungen gut erschlossenen Sammelbandes ist es gelungen, die einleitend umrissenen Momente von Nähe und Fremdheit zwischen dem französischen 18. Jahrhundert und dem Zeitalter von Humanismus und Reformation durch die versammelten Beiträge hervortreten zu lassen. Die Darstellung von Verbindungslinien und Kontrasten in den unterschiedlichen Wissens- und Schaffensgebieten fortzusetzen, kann als Aufforderung aus der anregenden Lektüre mitgenommen werden.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83490](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83490)

Seite | page 7



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Pauline Pujo, Une histoire pour les citoyens. Étude franco-allemande (1760–1800), Bordeaux (Presses universitaires de Bordeaux) 2019, 451 p. (Mémoires vives), ISBN 979-10-300-0475-5, EUR 24,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Astrid Ackermann, Jena

Zu Anfang lässt Pauline Pujo den Hallenser Gymnasialrektor Johann Peter Miller Kinder beim Spiel beobachten. Es ist 1761, im Siebenjährigen Krieg, und sie spielen Krieg. Ihr Spiel, so zeigt Pujo, war ebenso vom (welt)politischen Geschehen beeinflusst wie die zeitgenössischen Geschichtsdarstellungen für ein nicht-gelehrtes Publikum, insbesondere jene für Kinder und Jugendliche.

Pujo blickt in ihrer Studie auf den deutsch- und den französischsprachigen europäischen Raum. Gerade die pädagogisch ausgerichteten, oft breit rezipierten Geschichtsdarstellungen hätten zur Popularisierung historischer Konzepte beigetragen. Da sie oft Kompilationen gewesen seien, ließen sich an ihnen auch besonders Bedeutungsverschiebungen und Neukontextualisierungen ablesen. Allerdings unterschied die Aufklärungsgeschichtsschreibung nicht streng zwischen populärwissenschaftlicher und wissenschaftlicher Darstellung. Pujo zieht auch eine Reihe gelehrter Autoren heran.

Mit der »histoire croisée« (Verflechtungsgeschichte) greift sie auf ein Konzept zurück, das auf die Analyse wechselseitiger Verbindungen und einen multiperspektivischen Zugang zielt. Wie in Claire Gantets und Markus Meumanns Band zum französisch-deutschen Gelehrtenaustausch liegt ein Fokus auf den Transferprozessen und dem Austausch der zugrundeliegenden Netzwerke¹. Pujo fragt nach jenen Umdeutungen und Aneignungen, die den Austausch prägten, auch über den deutsch-französischen Raum hinaus.

Zwei Darstellungsweisen von Geschichte seien typisch: historische Exempel (»recueils d'exemples«) und Übersichtstabellen (»tableaux synoptiques«). Diese überkommenen Formen der Geschichtsdarstellung, denen Pujo jeweils einen der beiden großen Teile ihrer Arbeit widmet, seien zeitgenössisch reaktualisiert und in den Dienst einer zunehmend politisierten Geschichtsvermittlung gestellt worden. Die Geschichte habe eine Gesellschaft zukünftiger, besserer Staatsbürger formen sollen. Statt einer theologischen Ausrichtung dominierte damit eine politisch und moralisch motivierte Pädagogik, wenngleich weiterhin konfessionell geprägte Lehrbücher erschienen. Die historischen Beispielsammlungen und



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Claire Gantet, Markus Meumann (Hg.), Les échanges savants franco-allemands au XVIII^e siècle. Transferts, circulations et réseaux, Rennes 2019.

Tabellen, die sich auch in Darstellungen kombiniert finden, waren jedoch nicht zwingend mit einem bestimmten pädagogischen Ansatz gekoppelt; zugleich konnten sie für verschiedene historisch-politische Positionen nutzbar gemacht werden, sowohl im Sinne der Volksaufklärung als auch für republikanisch-nationale Ziele.

Pauline Pujo wendet sich gegen die These Reinhart Kosellecks, wonach für die Zeit um 1800 eine Abkehr von der Geschichte als Lehrmeisterin und Beispiel für die Gegenwart konstatiert werden könne. Die Idee der *historia magistra vitae* sei nun für die Ausbildung der Persönlichkeit der Heranwachsenden genutzt worden. Exempla hätten die Moral und die Vernunft fördern und zugleich die Emotionen ansprechen sollen. Eine maßgebliche Rolle sei hier neben Rousseau Johann Peter Miller zugekommen, der eine seiner Publikationen als »Historisch-moralische Schilderungen zur Bildung eines edlen Herzens in der Jugend« (Bd. 1, 1755) übertitelte. Das Ziel einer »forme de participation politique« durch die Partizipation am Gemeinwohl (S. 72) konnte, wie bei Thomas Abbt, in den Dienst des Patriotismus gestellt werden (wobei nicht im Fokus steht, dass dies für Abbt bis zum »Tode für das Vaterland« (1761) gehen sollte), in den Dienst der aufgeklärten Monarchie und der Nationalerziehung. Unter dem Aspekt der Exempla betrachtet Pujo auch die Nutzung von Bildern – in Johann Matthias Schröckhs »Weltgeschichte für Kinder« (vier Teile, 1779-1784) hätten sich die kindlichen Leser etwa mit den abgebildeten Kindern identifizieren können.

Tabellen, ob in Form genealogischer Bäume, von Chronologien, Datenlisten oder anderem, versteht Pujo als Basis elementaren Wissens und fragt nach der mit ihnen verbundenen Ordnung der Dinge. Anhand des Kartografen und Historikers Edme Mentelle und seiner Rezeption im deutschen Sprachraum verfolgt sie auch die Rolle der Geografie für die Geschichtsschreibung. Schließlich geht es um den Einfluss der Statistik und der Staatswissenschaft mit ihren tabellenartigen Präsentationen. In ihnen spiegelte sich ein wissenschaftlich-pädagogisches Verständnis, nach dem die Produktion und Weitergabe von Wissen auf dessen Systematisierung beruhe.

Pauline Pujo fragt auch nach der Rolle der zeitgenössischen Schüler und Schülerinnen (beziehungsweise älterer Leser und Leserinnen) und ihren Möglichkeiten, sich eigene Urteile zu bilden. Die Form der Tabelle habe es erlaubt, ein Urteil aus der Distanz zu fällen und deutende Verbindungen herzustellen; stärker als Benjamin Steiner² betont Pujo also die Offenheit der tabellarischen Geschichtsordnungen. Mit den Exempla habe sich insofern ein emanzipatorischer Gehalt verbunden, als sie zur Diskussion anregen sollten. Für August Ludwig von Schlözer, der Kinder zur Teilnahme an gesellschaftlichen Debatten befähigen wollte, war dafür in seiner »Vorbereitung zur WeltGeschichte



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

² Benjamin Steiner, Die Ordnung der Geschichte. Historische Tabellenwerke in der Frühen Neuzeit, Köln, Weimar, Wien 2008.

für Kinder« (1779/1789) unabdingbar, auf »zudringliche[s] Moralisieren« zu verzichten. Die Überzeugungen »aber [...] von der natürlichen Gleichheit aller Menschen, vom Glücke der bürgerlichen Gesellschaft, vom Wert der Erziehung, vom Unsinn der Intoleranz«, wollte er ihnen »ans Herz und Zwerchfell legen«³. Bei ihm, der für seine Tochter Dorothea und für all jene schrieb, die Kinder unterrichteten, war die Bürgerin mit im Blick.

Die Autorin unternimmt eine genaue Arbeit an den Texten und fragt nach biografischen Einflüssen, Praxiserfahrungen und Lektüren, nach der Genese von Positionen. Ebenso geht sie der Nutzung verschiedener Publikationen in einzelnen Bildungseinrichtungen nach. Der Transfer sei zumeist von französischen Werken ins Deutsche erfolgt, mit Ausnahme von jenen, die für deutschsprachige Schüler und Schülerinnen zu Ausbildungszwecken ins Französische übersetzt wurden. Erst das zunehmende nationale Denken habe den Zuschnitt der Heroenkataloge verengt. Bei der Rezeption der französischen Literatur hätten französische Gouvernanten eine wesentliche Rolle gespielt.

Pauline Pujo zeigt die gleichwohl vielfach engen Verbindungen zwischen der Geschichtsschreibung in beiden Sprachen und wie die beiden Sprach- und Kulturräume übergreifendes historisches Wissen entstand. Sie verdeutlicht, dass die Historiografie dieser Zeit keineswegs zunehmend narrativ angelegt war und gleichwohl moderne Ansätze barg. Es ist eine Hochschätzung der Aufklärungsgeschichtsschreibung, die in der französischen Forschung lange auf geringes Interesse gestoßen war, und der sich hier entwickelnden Formen der politischen Meinungsäußerung. Indirekt steht in ihrer Studie auch die Frage nach der heutigen Nutzung von Geschichte im Raum, nicht zuletzt in der Geschichtsdidaktik.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

³ August Wilhelm von Schlözer, Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder. Ein Buch für Kinderlehrer (1779/1789), hg. von Marko Demantowski und Susanne Popp, Göttingen 2011, S. 34.

Anne Quennedey, L'Éloquence de Saint-Just à la Convention nationale. Un sublime moderne. Préface par Jean Dagen, Paris (Honoré Champion) 2020, XVI–537 p. (Moralia, 23), ISBN 978-2-7453-5425-9, EUR 78,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Hans-Jürgen Lüsebrink, Saarbrücken

Louis-Antoine de Saint-Just (1767–1794), Abgeordneter im französischen Nationalkonvent und einer der führenden jakobinischen Politiker während der Französischen Revolution in den Jahren 1792–1794, ist im Gegensatz etwa zu Robespierre, Danton, Marat und Mirabeau in der Forschung deutlich weniger Aufmerksamkeit geschenkt worden. Während in den letzten Jahrzehnten, sowohl in Frankreich als auch in Deutschland und England, immerhin mehrere Biografien aus unterschiedlicher Perspektive zu Saint-Just veröffentlicht worden sind¹, ist sein publizistisches, literarisches und rhetorisches Oeuvre wenig bekannt und bisher nur in Ansätzen erforscht. Dies ist umso erstaunlicher, als die über 1200 Seiten umfassenden, im Jahre 2004 bei Gallimard erschienenen *Œuvres complètes* von Saint-Just² die überragende literarische, rhetorische und publizistische Produktivität des bei seinem Tode auf der Guillotine im Juli 1794 erst 26-jährigen Politikers Saint-Just augenfällig belegen.

Das vorliegende Buch von Anne Quennedey, die derzeit eine kritische Edition seines Gesamtwerks vorbereitet, ist aus ihrer 2013 an der Sorbonne im Fach Lettres Modernes vorgelegten Dissertation hervorgegangen und behandelt erstmals umfassend die Reden Saint-Justs in der Convention nationale, vor allem unter rhetorischen, aber auch unter politischen, wirkungs- und rezeptionsästhetischen sowie literarischen Gesichtspunkten. Sie schließt hiermit an mehrere – leider bisher viel zu wenige und zu partielle – Arbeiten zur parlamentarischen Rhetorik in der Französischen Revolution an, unter denen insbesondere die Forschungen und Publikationen von Patrick Brasard³ und Jacques Guilhaumou in Frankreich sowie die – bereits einige Jahrzehnte

¹ Albert Ollivier, *Saint-Just et la force des choses*, Paris 1966; Albert Soboul, *Saint-Just*, Paris 1988; Jean-Pierre Gross, *Saint-Just. Sa politique et ses missions*, Paris 1976; Norman Hampson, *Saint-Just*, Oxford 1991; Jörg Monar, *Saint-Just. Sohn, Denker und Protagonist der Revolution*, Bonn 1993; vgl. auch die originelle Darstellung des renommierten Psychologen Hans von Hentig, *Terror. Zur Psychologie der Machtergreifung. Robespierre, Saint-Just, Fouché*, Wien 1970.

² Antoine-Louis-Léon de Saint-Just: *Œuvres complètes*, éd. par Anne Kupiec et Miguel Abensour, Paris 2004. Es handelt sich hier nicht um eine kritische Edition.

³ Cf. u. a. Patrick Brasard, *Paroles de la Révolution. Les Assemblées parlementaires, 1789–1794*, Paris 1988.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

zurückliegenden – Studien von Hans Ulrich Gumbrecht und Brigitte Schlieben-Lange in Deutschland zu erwähnen sind⁴.

Aus der Fülle der Ergebnisse der vorliegenden präzisen, materialreichen und sehr gut dokumentierten Studie von Anne Quenneday seien vor allem zwei hervorgehoben, die bemerkenswert erscheinen und der weiteren Forschung zur politischen Rhetorik während der Französischen Revolution (und in anderen historischen Kontexten) wichtige Perspektiven zu eröffnen vermögen. Hervorzuheben ist zunächst die im ersten Teil der vorliegenden Studie vorgenommene Verknüpfung zwischen der »Theorie des Sublimen« und der Rhetorik von Saint-Just. Die Analysen basieren hier in erster Linie auf der sehr detaillierten Auswertung des »Traité du Sublime ou du merveilleux dans le discours« des griechischen Philologen Cassius Longinus (212–272 n. Chr.), der 1674 von Boileau aus dem Griechischen ins Französische übersetzt wurde. Ergänzend werden rhetorische Texte und Reden antiker Autoren herangezogen, u. a. von Cicero, Aristoteles, Seneca und insbesondere Demosthenes, die im 18. Jahrhundert in französischer Übersetzung vorlagen und häufig – auch für Saint-Just – als Vorlagen und Inspirationsquellen eigener Reden dienten.

Allerdings werden von der Verfasserin hier nicht die zeitgenössischen Übersetzungen antiker Autoren berücksichtigt und analysiert, ebenso wenig die rhetorischen Handbücher des 18. Jahrhunderts (wie der »Traité des études« [1726–1728] von Charles Rollin). Die in der Einleitung etwas apodiktisch formulierte Entscheidung, Longinus' Werk statt der rhetorischen Handbücher des 18. Jahrhunderts zu berücksichtigen⁵, ist nicht unproblematisch und blendet leider auch die Frage aus, welche rhetorische Ausbildung Saint-Just während seiner Schulzeit am Collège des Oratoriens in Soissons in den Jahren 1779–1785 durchlief und welche Werke ihn prägten.

Die zweite, sehr interessante und im zweiten Teil der vorliegenden Studie verfolgte Analyseperspektive betrifft die Untersuchung der rhetorischen Praxis von Saint-Just, insbesondere seiner Reden

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.3.83492](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83492)

Seite | page 2

⁴ Von Jacques Guilhaumou wird lediglich sein Kongressbeitrag »Rhétorique et antirhétorique à l'époque de la Révolution française« (1988) erwähnt; Hans Ulrich Gumbrechts wegweisendes Buch: [Funktionen parlamentarischer Rhetorik in der Französischen Revolution. Vorstudien zu einer historischen Textpragmatik, München 1978](#) wird nicht rezipiert. Die Studien der Sprachwissenschaftlerin Brigitte Schlieben-Lange, Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung, Stuttgart, Berlin, Köln u. a. 1983 und des Historikers und Diskursanalytikers Jacques Guilhaumou, L'Avènement des porte-parole de la République, 1789–1792. Essai de synthèse sur les langages de la Révolution française, Villeneuve-d'Ascq 1998 (Communication), werden gleichfalls nicht erwähnt.

⁵ Anne Quenneday, L'Éloquence: »Nous avons d'abord choisi de nous référer à l'ouvrage du Pseudo-Longin plutôt qu'aux traités sur l'éloquence du XVIII^e siècle«, S. 8.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](#)

vor dem Nationalkonvent. Neben der formalen und inhaltlichen Struktur seiner Reden und der ihnen zugrundeliegenden rhetorischen Muster werden akribisch seine Physionomie, seine Gestik und Mimik, seine Intonation, das Timbre und der Tonfall seiner Stimme sowie die Wirkung seiner Reden auf die Zuhörer herausgearbeitet. Die Grundlage hierfür bilden die Archives parlementaires sowie die Presse der Jahre 1792–1794, die häufig, und gelegentlich in sehr detaillierter Form, auf die nonverbalen Codes der Konventsredner sowie die Wirkung ihrer Reden auf die Zuhörer eingehen, indem sie u. a. Publikumsreaktionen wie Zwischenrufe und Applaus wiedergeben. Der Verfasserin gelingt es in beeindruckender Weise, hierdurch nicht nur die Gründe für die eklatanten rhetorischen Erfolge («succès oratoires éclatants», S. 315) von Saint-Just und seinen kometenhaften Aufstieg in den Jahren 1792–1794 herauszuarbeiten, sondern auch anhand einer Serie detailliert analysierter Redesituationen die interaktive Dynamik von Redediskurs, nonverbalen Kommunikationsregistern und Publikumsreaktionen geradezu modellhaft zu analysieren.

Sehr anregend sind auch die im ersten Kapitel des zweiten Teils entwickelten Überlegungen zu methodischen Problemen der Rekonstruktion rhetorischer Oralität⁶, die in Verbindung mit Ansätzen der historischen Pragmalinguistik und der historischen Diskursanalyse, wie sie u. a. Brigitte Schlieben-Lange und Jacques Guilhaumou entwickelt haben, eine fruchtbare Weiterentwicklung erfahren könnten.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

⁶ Ibid., »Chapitre I. Aspects fondamentaux de l'éloquence orale et problèmes liés à la reconstitution de celle de Saint-Just«, S. 187–205.

**Arturo Tosi, Language and the Grand Tour.
Linguistic Experiences of Travelling in Early Modern
Europe, Cambridge (Cambridge University Press)
2020, XIV–306 p., ISBN 978-1-108-48727-6, GBP 85,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Mark Häberlein, Bamberg

Die Reiseliteratur und -kultur der Frühen Neuzeit war in den letzten Jahrzehnten bereits Gegenstand zahlreicher Studien. Nur selten haben sich diese allerdings explizit mit sprachlichen Kontaktsituationen und Verständigungsproblemen auf Reisen befasst. Diese Thematik steht im Mittelpunkt des Buchs des Linguisten Arturo Tosi, das sich zwar auf Texte englischer Reisender in Frankreich und Italien konzentriert, aber auch französische, italienische und deutsche Autorinnen und Autoren zu Wort kommen lässt.

Zwischen dem 16. und dem 19. Jahrhundert beobachtet Tosi deutliche Verlagerungen der Interessenschwerpunkte, Lernstrategien und Darstellungsweisen englischer Reisender auf dem Kontinent. Autoren der elisabethanischen Ära seien besonders an den Monumenten der antiken Vergangenheit interessiert und von der Überlegenheit des Lateinischen überzeugt gewesen, das auch beim Erlernen lebender Fremdsprachen als Beschreibungs- und Vermittlungssprache diene.

Mit der wachsenden Wertschätzung des Italienischen und Französischen gewann im Laufe des 17. Jahrhunderts ein pragmatischer Zugang zu diesen Sprachen die Oberhand, die nun über den Gebrauch praktischer Lehrbücher und die Konversation mit Privatlehrern erlernt wurden. Seit der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert konzentrierten sich die fast ausschließlich den gesellschaftlichen Eliten entstammenden Reisenden zunehmend auf den Erwerb der Sprachen der Literatur und der vornehmen Gesellschaft. Während es ihnen in Frankreich relativ leicht gefallen sei, sich an der von der Académie française kodifizierten Standardsprache zu orientieren, stellte sich im politisch fragmentierten Italien das Problem, dass das Toskanisch der Accademia della Crusca eine reine Literatursprache war, während etwa in Venedig selbst die Adeligen den regionalen Dialekt sprachen. Generell hätten viele Reisende ein ausgeprägtes Bewusstsein für soziale Domänen und dialektale Unterschiede im Französischen und Italienischen gezeigt, jedoch ohne sich näher mit diesen Dialekten auseinanderzusetzen oder diese zu beschreiben.

War die Grand Tour bis Ende des 17. Jahrhunderts ein rein männliches Phänomen, reisten seit dem 18. Jahrhundert auch Frauen wie Mary Wortley Montagu und Hester Piozzi Thrale. Wie das letzte Kapitel der Studie zeigt, stellten diese gebildeten Frauen kulturelle Stereotypen früherer Reisender – etwa hinsichtlich der



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

vermeintlichen Unmoral italienischer Ehefrauen – in Frage und stellten ein feines Gespür für die Mehrsprachigkeit europäischer Städte unter Beweis. Zugleich konstatierten sie, dass ihre englischen Landsleute auf dem Kontinent zunehmend unter sich blieben und sich primär in ihrer Muttersprache unterhielten.

Damit ist zugleich ein Wandel der Reisekultur angesprochen, der sich im späten 18. und 19. Jahrhundert immer stärker bemerkbar machte: Aus der Bildungsreise, die dem Erwerb von Fremdsprachen und dem Kennenlernen fremder Kulturen diene, wurde die touristische Vergnügungsreise, bei der Sehenswürdigkeiten im Reiseführer abgehakt und die Mühen des Sprachenlernens gescheut wurden.

Die materialreiche Studie bietet zahlreiche interessante Informationen und Beobachtungen zu kulturellen Vorstellungen und Stereotypen, zur Vorbereitung auf die Grand Tour, zu Praktiken des Sprachenlernens, Lehrmaterialien, Wahrnehmungen sprachlicher Vielfalt sowie Situationen des Sprachkontakts. So trägt der Verfasser beispielsweise Material zu Aphorismen, Sprichwörtern und Spitznamen zusammen, die Engländer in italienischen Städten aufschrieben (S. 45–53), und sammelt Reiseeindrücke über *improvvisatori*, die in diesen Städten mit spontanen sprachlichen und musikalischen Darbietungen aufwarteten (S. 69–73). Anhand einschlägiger Belege zeigt er ferner, dass das »reinste« Französisch nach zeitgenössischen Vorstellungen im Loiretal und das »reinste« Italienisch in Siena gesprochen wurde (S. 126–137). Außerdem bietet er diverse Nachweise für Adaptionen italienischer und französischer Lehnwörter sowie für Fälle von Code-Switching (S. 221–239).

Leider bleibt die Darstellung häufig auf der Ebene der Einzelbeobachtung und der Anhäufung von Belegen, während die analytischen Passagen eher knapp ausfallen. Zum Teil vollzieht die Studie zudem erhebliche Zeitsprünge – auf Seite 160 beispielsweise von einer Beobachtung Fynes Morysons (1593) über die Körper- und Zeichensprache der Italiener zu einem Zitat von Charles Dickens (1846) zum selben Thema. Außerdem sind nicht alle Zitate sorgfältig belegt: Auf Seite 56 etwa kommt ein längerer Absatz zu den Reiseeindrücken Henry Wottons ohne jeglichen Literaturnachweis aus, und auf Seite 228 findet sich eine Reihe von Beispielen für Lehnwörter, die nicht einzeln nachgewiesen sind.

Überhaupt weist dieses Buch, das immerhin in einem der renommiertesten Universitätsverlage der Welt erschienen ist, einige eklatante handwerkliche Mängel auf. So ist ihm eine Zeittafel vorangestellt (S. XIII–XIV), in der das Edikt von Nantes auf das Jahr 1589 (korrekt 1598), dessen Rücknahme auf 1598 (richtig 1685) und die Thronbesteigung des ersten britischen Königs aus dem Hause Hannover auf 1740 (statt 1714) datiert sind. An anderer Stelle wird der Ausbruch des englischen Bürgerkriegs fälschlich auf die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts (S. 59) und der Westfälische Friedenskongress auf die Jahre 1677/1678 (S. 179) datiert. Einzelne Zitate weisen eine geradezu groteske Häufung von



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Transkriptionsfehlern auf (S. 12). Einen Baltendeutschen des 18. Jahrhunderts als »Latvian-born German« (S. 33) zu bezeichnen, ist anachronistisch, und das Königreich Ungarn war kein »Empire« (S. 43f.). Der Nachname des elisabethanischen Autors Roger Ascham wird an einer Stelle zu »Ashman« verballhornt (S. 214), und selbst der große Laurence Sterne wird mitunter zu »Stern« (S. 228). Es ist betrüblich, dass sich mittlerweile selbst Cambridge University Press offenbar kein vernünftiges Lektorat mehr leistet.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.3.83493](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.3.83493)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Alix Winter, Protektionismus und Freihandel.
Europäische Pressedebatten um globale Märkte
zur Zeit Napoleons, Göttingen (V&R unipress) 2018,
330 S., 18 Abb. (Schriften des Frühneuzeitentrums
Potsdam, 7), ISBN 978-3-8471-0769-9, EUR 55,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Michael Rowe, London

The focus of this book by Alix Winter is the debate about the desirability of global commerce that occurred within Britain, France and Germany at the time of Napoleon's Continental System. The evidential base is mainly periodicals from these countries, including notably the »Edinburgh Review«, the »Mercure de France« and »Minerva«. Journals like these performed a function that newspapers and books could not: unlike newspapers, they gave their contributors sufficient space and time to produce substantial pieces of reflection and analysis; unlike most books, they reached a wider audience and were consciously and to their readers obviously engaged with contemporary political issues. As such, they were crucial in shaping wider public opinion. Winter deftly uses these sources to argue, convincingly, that the French and British blockades and counter-blockades produced a new and broad consensus in support of global commerce by the end of the Napoleonic Wars.

A definite strength of Winter's study is its comparative approach. Focus on the two key protagonists in this economic war, Britain and France, makes sense given their direct involvement, the wider influence of their press, and their weight in European and global affairs. In addition, their respective journals occupied opposite poles in terms of the censorship environments they operated in, ranging from relative freedom (Britain) to state control (Napoleonic France). Germany, or rather, the German-speaking lands, reflected something of an in-between status, both in terms of the ability of journalists to express themselves freely, and politically as being something of a third party in the Anglo-French struggle. Quite sensibly, Winter's selection of German journals reflects the region's diversity, including as it does not just »Minerva« (from the north), but also »Miszellen für die neueste Weltkunde« (representing the south).

Despite some recent efforts, including notably by Katherine Aaslestad, the Anglo-French trade war has attracted less attention from historians than the narrowly military conflict. Vast numbers were obviously subject to the physical damage inflicted by war, including not least the millions of soldiers and sailors on all sides. However, the blockade and counter-blockade instituted by the British and French concerned if anything even larger numbers, given the addiction of European consumers to products such as coffee, sugar and tobacco. Debates about free trade versus



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

protection extended beyond the high-political realm of strategy and statecraft, and the theoretical realm also, and instead spoke to the everyday experience of ordinary people. At the same time, debates about commerce in the Napoleonic period drew on earlier works, published in the eighteenth century, and a substantial portion of this book is devoted to covering this hinterland of earlier publications devoted to the study of commerce, and reflections on its importance and desirability as compared to domestic agriculture and manufacture.

Winter argues that opinion was divided on the eve of the Napoleonic period between champions of globalization and their opponents. There might have been definite tendencies that distinguished the British, French and German arguments, but their points of reference were surprisingly common. The Napoleonic press, as one might guess, praised import substitution and economic self-reliance, whilst British opinion tended to favour commerce as the foundation of national wealth and modern civilization, but in neither case were opinions nationally unanimous. Both the French and the British accused each other of tyranny, especially towards neutrals, a view unsurprisingly repeated in the German press with reference to both belligerents.

As to who would eventually triumph in this economic war, if anyone, the outcome remained unclear until close to the end. Indeed, up to 1810/1811 at least, it appeared that Rome (to use the analogy for France, which by then dominated the European continent from Portugal to Russia) had again bested Carthage (the analogy for Britain, which enjoyed maritime supremacy). It was only the collapse of Napoleon's Continental System, which occurred as a result of his invasion of Russia in 1812, and the subsequent destruction of his empire in 1813/1814, that tilted the balance of European opinion decisively in favour of Britain, and by extension, in favour of commerce over autarky.

This book shares the characteristics of published German doctoral dissertations. It formalistically sets out the relevant historiographical debates and methodological approach. Terms and concepts are defined precisely, and at some length. The footnotes are numerous and extensive. All this takes up considerable space, leaving the reader impatient to reach the main subject matter. However, this patience is rewarded with useful new insights not only into how opinion on globalization evolved as a consequence of the Napoleonic Wars, but also into the nature of the public sphere across three major parts of Europe.

There is much to be learned from Winter's study about the interaction between political ideas and everyday lived experience of ordinary Britons, French and Germans. Over the course of the previous century Europeans had become surprisingly dependent upon the uninterrupted flow of global commerce. The Napoleonic Wars and their assault on global interconnectedness proved all the more traumatic as a consequence. No wonder this provoked so much debate.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)